

Die große Gruselserie von Jason Dark

Brücke der knöchernen Wächter

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Brücke der knöchernen Wächter

John Sinclair Nr. 349

von Jason Dark

erschienen am 12.03.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Brücke der knöchernen Wächter

Der Reihe nach schaute der Bai seine acht Diener an. Sie umstanden ihn wie eine Mauer, sahen sein Nicken und auch das lange Messer in seiner rechten Hand.

Ohne ein Wort zu sagen, stieß er es sich in den Leib, schaute dem Blut zu, das aus der Wunde in eine Schale floß und anschließend in acht Becher umgefüllt wurde. Jeder seiner Diener bekam mit folgenden Worten einen Becher gereicht: »Dieses Blut wird euch mit mir verbinden, zum Wohle der Person, der wir alle dienen, der Großen Mutter…«

Dann kippte er nach hinten und starb…

Noch sehr deutlich waren mir gewisse Geschichten aus meiner Jugendzeit in Erinnerung geblieben.

Ich dachte an Mädchenhändler, an alte Barkassen, handtuchschmale Gassen, blitzende Messer, vermummte Gestalten und geheimnisvolle, verschleierte Frauen.

Das war Tanger in meiner Erinnerung und wie ich es aus Büchern und Filmen kannte.

»Vergessen Sie das alles, Monsieur Sinclair«, hatte mir Claude Renard gesagt. »Tanger ist anders. Viel schlimmer, völlig anders, Sinclair. Was Sie kennen, sind Filme und Geschichten, die die Oberfläche publikumswirksam aufpolieren. Aber darunter lauert und brodelt es. Das ist eine kleine Hölle für sich.«

Und in dieser Hölle befanden sich Suko, Claude Renard und ich.

Noch erlebten wir eine gewisse Ruhe. Man hätte sie auch als trügerisch bezeichnen können, und das lag, wenn ich genauer darüber nachdachte, an der gesamten Atmosphäre.

Wir hatten November. In London *das* Nebelwetter überhaupt.

Nicht hier in Tanger. Da war die Luft eine völlig andere. Sogar noch in der Nacht ziemlich warm, zudem kam sie mir vor wie mit einer lauernden Spannung angefüllt.

Es war schwer, dies zu beschreiben. Wenn ich durch die Heckscheibe des Renaults schaute, sah ich den Himmel in einem dichten Blau, das immer dunkler zu werden schien, je mehr es sich dem Boden entgegensenkte. Rechts von uns lag der weltberühmte Hafen von Tanger, der schon immer als Umschlagplatz für alle möglichen Waren gedient hatte. Vom Kaffee über Maschinengewehre bis hin zum Rauschgift. Viele Schriftsteller hatten über die Faszination der Stadt und des Hafens geschrieben, ich jedoch empfand die ganze Umgebung als bedrückend.

Es lag etwas in der Luft!

Suko und ich waren sehr sensibel geworden. Auch am Gesicht meines Partners las ich ab, daß er sich nicht wohl in seiner Haut fühlte. Er rechnete ebenso wie ich mit einer überraschenden Gefahr.

Claude Renard saß vorn. Zwischen seinen Lippen verqualmte allmählich die Schwarze. Der Mann gehörte zu den Typen, die man als Weltenbummler bezeichnen konnte. Ihn hatte es schon in alle Länder der Erde getrieben, und wenn jemand über Tanger Bescheid wußte, dann er. So jedenfalls hatte uns Bill Conolly berichtet, denn er hatte den Kontakt zu Claude Renard hergestellt.

Dieser Mann war ein typischer Franzose. Er gab sich locker, besaß einen gewissen Charme, der bestimmt auf Frauen wirkte, trug das Haar für meinen Geschmack ein wenig zu lang, wobei ich zugeben mußte, daß ihm diese Frisur stand, und auf seiner Oberlippe wuchs ein dichter dunkler Bart unter der leicht gekrümmten Nase.

Seine Berufskleidung war die Lederjacke, eine Jeans dazu und feste Turnschuhe.

Da auch in der Nähe des Meeres in dieser Nacht kaum Wind herrschte, zog der Zigarettenrauch nur träge durch die halb geöffnete Seitenscheibe ab. Claude hatte sich schräg hingesetzt. Seine Beine lagen auf dem Beifahrersitz.

Wir warteten schon zwei Stunden. Allmählich verlor ich die Geduld und beugte mich vor, um Claude auf die Schulter zu klopfen.

»Glauben Sie denn, daß sie überhaupt kommen?« fragte ich ihn.

Renard wandte träge den Kopf. »Wenn sich Ihre Informanten nicht geirrt haben, treffen sie noch in dieser Nacht ein.«

»Und woher wollen Sie wissen, daß sie ausgerechnet hier erscheinen?«

»Nase…«

Wer eine solche Antwort gab, war von sich überzeugt, und ich widersprach nicht.

Es ging uns um zwei Personen, die uns leider in London entwischt waren. Ein Mann und eine Frau.

Die Frau hieß Leila, war ein Halbblut und besaß eine Ausstrahlung, die man schon als einmalig bezeichnen konnte. Sie gehörte zu den Dienerinnen der uralten Dämonin Lilith, und sie war auch dabeigewesen, als die Zombies aus dem Höllenfeuer entstanden.

Zur Tarnung hatten sie und ihr Kumpan Aldo einen Club betrieben, der eigentlich ein teures Bordell war. Suko und mir war es gelungen, dort aufzuräumen. Leider hatten wir die beiden Hauptattentäter laufen lassen müssen, aber eine intensive Fahndung ergab, daß sie sich auf der Flucht in Richtung Afrika befanden.

Nicht mit dem Flugzeug, sondern auf einem Schiff steuerten sie den internationalen Hafen von Tanger an.

Ob dahinter ein Plan steckte oder die Fahrt nur mehr Zufall war, das wußten wir nicht, wollten es jedoch herausbekommen, deshalb hockten wir hier am Kai und warteten.

Durch Bill Conolly waren wir an Claude Renard geraten. Die beiden kannten sich, denn Claude schrieb hin und wieder Berichte für Zeitungen, für die auch Bill aktiv war. Nur konnte er davon nicht leben. Da er ein aufwendiges Leben führte, mußte er noch andere Einnahmequellen besitzen. So hatte ich erfahren, daß er auch in gewissen westlichen Geheimdienstkreisen eine bekannte Größe war und einige Leute mit spektakulären Informationen versorgte.

Claude Renard wußte nicht sehr viel.

Sicherheitshalber hatten wir ihn nicht genau eingeweiht, denn wir mußten erst sicher sein, die beiden Flüchtlinge auch zu sehen.

Wir standen ziemlich günstig. Zwischen zwei Lagerschuppen hatte der Franzose seinen Wagen gelenkt. Von dieser Stelle aus konnten wir

einen Blick in Richtung Wasser werfen, das wie schwarzer, sich bewegender Teer aussah, über dessen Oberfläche hin und wieder ein Lichtstreifen zuckte, der von einer Lampe stammte, die irgendwo an Land stand.

Der große internationale Hafen lag weiter entfernt. Die Schiffe, die hier im brakigen Wasser dümpelten, gehörten den einheimischen Fischern, wovon die Hälfte Schmuggler waren, wie mir Renard glaubhaft versichert hatte.

Darum ging es auch.

Wir rechneten nicht damit, daß Aldo und Leila mit dem normalen Schiff ankamen. Für Dinge, wie die beiden sie wahrscheinlich vorhatten, gab es gewisse Tricks. Man konnte sich ein Schiff telefonisch mieten, das von Tanger aus die Drei-Meilen-Zone verließ und man auf See einfach von dem normalen Schiff umstieg.

Daß wir so etwas wußten, war den beiden bestimmt nicht bekannt, und wir waren gespannt, was sie sagen würden, wenn wir ihnen plötzlich gegenüberstanden.

Claude hatte sich eine neue Schwarze angezündet. Er blies den dünnen Rauch in einem Strahl gegen seine Oberschenkel und fragte uns plötzlich: »Gefällt Ihnen diese Nacht?«

»Nein«, antwortete Suko.

»Mir auch nicht«, sagte ich.

»Da haben Sie das gleiche Gefühl wie ich!«

»Wieso?«

Renard lachte und zog die Beine an, um eine normale Sitzposition einzunehmen. »Es ist eine Nacht, wie sie oft genug die Märchenerzähler in den Basaren beschreiben. Sehr dunkel, für die Jahreszeit zu schwül, und die Luft atmet sich wie Blei, wenn Sie verstehen. Irgendwie kommt sie mir schwerer und drückender vor. Dabei seltsam klar, denn der Schall wird ziemlich weit getragen.« Er lachte auf. »Klingt wie ein Widerspruch, ist aber keiner. Wenn Sie so lange in Tanger gelebt hätten wie ich, würden sie gleich empfinden.«

»Das kann ich mir vorstellen«, gab ich zu.

»Und was berichten die Märchenerzähler sonst noch über eine Nacht wie diese?« fragte Suko.

»Interessante Dinge, mein Lieber Inspektor, sehr interessante. Da werden die Gefühle der Menschen wach gepeitscht. Oft genug kocht und brodelt es in der Altstadt. Auf den Basaren steht die Luft, Messer sitzen locker, und so mancher Dschinn kommt aus seinem Versteck.«

»Sie sprechen von einem Geist?«

»Klar. Ein Dschinn ist ein Geist.«

»Aber nicht der in der Flasche«, sagte ich.

Renard grinste. »Das ist nur der Weingeist. Es gibt auch andere. Ich selbst habe sie nie gesehen, aber es existieren gefährliche Gruppen, die

noch heute diesem Kult frönen, den Geistern Opfer bringen und sie anbeten.«

»Wissen Sie Genaueres?« fragte ich interessiert.

»Nein, noch nicht. Aber vielleicht erfahren wir bald mehr. Sie beschäftigen sich ja mit diesen Dingen, wie ich mir habe sagen lassen, oder etwa nicht?«

Ich stapelte bewußt tief. »Ein wenig.«

Renard drückte seine Zigarette aus. »Wie dem auch sei. Die beiden Personen, auf die es Ihnen ankommt, scheinen in dieser Richtung hin interessant zu sein. Wenn Sie nach Tanger kommen, nicht ohne Grund, hier finden sie einen Nährboden für alles.«

Diese Antwort ließ tief blicken und machte uns nicht gerade Mut.

Aber wir waren es gewohnt, Schwierigkeiten zu bekommen und sahen die Sachlage noch locker.

»Sollten wir nicht lieber aussteigen und zur Anlegestelle gehen?« schlug Suko vor.

»Genau das hatte ich vor.« Claude öffnete bereits die Fahrertür. Er schloß, als auch wir den Wagen verlassen hatten, sein Fahrzeug sorgfältig ab, obwohl es nicht gerade zu den neuesten Modellen gehörte, aber in einer Stadt wie Tanger konnten die Leute alles gebrauchen, auch alte Schrottkisten, wie der Renault eine war.

Trotz der eigentlich unnatürlichen Atmosphäre lag hoch über unseren Köpfen ein weiter, prächtiger Himmel. Er war fast wolkenfrei, so daß uns der Blick auf ein Gestirnpanorama gestattet wurde, das ich mit dem Begriff einmalig umschreiben konnte.

Jeder Astronom hätte daran seine Freude gehabt, und auch ich bewunderte den Himmel.

»Kommen Sie!« Renard nickte uns zu.

Es wehte doch ein leichter Wind. Er trieb den Geruch von Fisch an unsere Nasen. Mir kam es vor, als wäre es ein fauliger Dampf, der uns da entgegengeweht wurde.

Hinter uns, wo sich der internationale Hafen befand, wurde auch in der Nacht gearbeitet. Wir hörten das Quietschen schlecht geölter Kräne, manchmal ein Hämmern und auch das Tuten einer Schiffssirene.

Tanger schlief nie.

Auch wenn es so ausschaute und wir über einen angeblich menschenleeren Pier schritten.

Claude warnte uns. »Rechnen Sie immer damit, unter Beobachtung zu stehen. Hier hat die Nacht oft mehr Augen als der Tag. Jeder Gangsterchef besitzt am Hafen seine Spitzel, wenn ich das mal so leger ausdrücken darf. Seien Sie vorsichtig!«

»Danke für den Rat.«

Wir gingen zum Pier. Der Boden war nicht gepflastert. Zumeist

schritten wir über hart gestampften Lehm. Wir passierten einige barackenähnliche Gebäude, in denen auch Licht brannte. Durch offene Türen drang der Gestank von fauligem Fisch.

Mittlerweile erkannten wir auch die Aufbauten der Fischerkähne.

Die Masten bewegten sich leicht und sahen aus wie schaukelnde Skelettarme. Hin und wieder entstanden dumpfe Geräusche, wenn die Schiffskörper gegeneinander rieben.

Neben einer alten Gaslaterne blieben wir stehen. Sie brannte nicht mehr, aber in ihrer Nähe lehnte ein altes Fahrrad an einer Brandmauer. Und neben dem Rad hockte eine Gestalt, die sich in die Höhe schraubte, als wir stehenblieben.

»Verhalten Sie sich ruhig«, sagte Renard, als er sich umdrehte.

»Und achten Sie auf die Umgebung.«

»Okay.«

Der Franzose näherte sich der Gestalt und hob die Hand zum Gruß.

Wir warteten ab. Ich schielte derweil zur Seite, weil ich sehen wollte, wenn er mit Renard sprach.

Viel war nicht zu erkennen. Der andere hatte sich in einen dunklen Kaftan gewickelt und noch eine Kapuze über den Kopf gezogen. So wirkte er wie eine unheimliche Erscheinung.

Die beiden redeten zischend miteinander. Worte konnte ich nicht verstehen, aber der Einheimische deutete einige Male in Richtung Meer und auch entgegengesetzt.

Claude nickte ein paarmal. Danach griff er in die Tasche und holte etwas hervor. Am Knistern erkannte ich, daß es sich dabei um einen Geldschein handelte.

Die Gestalt schnappte danach und ließ den Schein gedankenschnell verschwinden.

Renard kam wieder zu uns. »Sie sind bereits eingetroffen«, erklärte er.

Das gefiel mir überhaupt nicht, und ich sagte es auch.

Der Franzose lachte. »Keine Sorge, Sinclair, wenn ich etwas in die Hand nehme, klappt das auch. Mein Informant weiß, wo sie sich versteckt halten.«

»Und?«

»Wir können zu Fuß dorthin.«

»Mit ihm?« fragte ich.

»Nein, er wird verschwinden. Er ist wie ein Schatten. Überall, aber nirgends.« Während dieser Worte hatte der Mann sein Fahrrad genommen, sich in den Sattel geschwungen und rollte davon. Es kümmerte ihn überhaupt nicht, daß er ohne Licht fuhr.

»Waren es wirklich die beiden Personen, die wir gesucht haben?« erkundigte ich mich.

»Möglich.« Claude begann zu grinsen. »So genau war das nicht zu

erkennen. Sie sind ja nicht normal vom Schiff gegangen, wenn Sie verstehen…«

»Nein.«

»Man hat zwei Särge entladen.«

Ich schluckte. »Und Sie nehmen an, daß die beiden darin gelegen haben können?«

»Ich nicht, mein Informant. Aber er hat mich noch nie hereingelegt. Ich kann ihm vertrauen.«

»Hoffentlich.«

»Lassen Sie uns gehen«, sagte Suko. »Ich möchte nicht noch mehr Zeit verlieren.«

»Natürlich.« Claude klopfte dem Inspektor auf die Schulter. »Bisher habe ich immer gedacht, Chinesen seien geduldig. Sie machen die große Ausnahme.«

Den gleichen Weg, den wir gekommen waren, gingen wir nicht zurück. Claude führte uns durch ein Gebiet, das so manchem Menschen Angst machen konnte.

Da brannte kein einziges Licht. Die einzige Beleuchtung gaben die Sterne ab, und der fahle Halbmond, der wie eine exakt aus dem Himmel geschnittene Banane in der Weite des Alls stand.

Manchmal hörten wir auch leise Schritte. Dann rann mir jedesmal ein Schauer über den Rücken, doch Claude winkte ab. »Menschen, die man hört, sind nicht gefährlich. Die anderen, die leisen, auf die müssen Sie achten.«

Wir gingen über einen gepflasterten Weg. Rechts von uns war der Blick offen, und wir sahen das Meer. Zur linken Hand entdeckten wir eine hohe Mauer, die irgend etwas umschloß, das wir wegen der Mauerhöhe nicht erkennen konnten.

Vor einem Eisentor blieb Claude stehen. »Da müssen wir durch«, erklärte er.

»Und was liegt dahinter?« fragte ich, während Sukos Blicke skeptisch an der Mauer hochglitten.

»Ein Friedhof!«

***

Ich schluckte, enthielt mich ansonsten eines weiteren Kommentars und sagte nur: »Da sind wir genau richtig.«

»Haben Sie Angst?« fragte Claude.

»Kaum.«

Der Franzose nickte in Richtung Tor. »Es ist auch kein normaler Friedhof, wie Sie sich bestimmt vorstellen können, sondern ein besonderer. Hier liegen all die, die der Polizei ins Netz gegangen sind. Irgendwelche Gangster in der Stadt haben ihren Kollegen einen Ehrenfriedhof angelegt. Eine letzte Ruhestätte, wo sie unter sich sind,

wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Noch nicht.«

»Sie werden es erleben.«

»Moment mal.« Suko mischte sich ein. »Sind Sie sicher, daß wir hier am richtigen Ort…«

»Hundertprozentig. Der Friedhof dient als Umschlagplatz für heiße Ware. Dabei spielt es keine Rolle, um was es sich handelt. Ob Mädchen oder Maschinen, von hier aus werden die Geschäfte erledigt. Auch zu Ehren der Toten. Sie sollen schließlich an einem würdigen Ort ihre Ruhestätte gefunden haben.«

»Was sagt denn die Polizei?« fragte ich.

Renard lachte. »Die Bullen? Gar nichts. Oder ich frage anders. Gibt es die überhaupt?«

»In London wäre das nicht möglich.«

»London ist nicht Tanger. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie alles vergessen können. Und jetzt kommen Sie mit, aber seien Sie um Himmels willen vorsichtig.«

»Keine Sorge.«

Claude drehte sich um. Er öffnete das Tor, da es nicht einmal abgeschlossen war. Kein Geräusch entstand. Lautlos schwang das Eisentor nach innen und gab uns einen ersten Blick auf den Friedhof preis.

Man konnte ihn ohne weiteres als groß und gleichzeitig auch als außergewöhnlich einstufen.

Zahlreiche Gräber reihten sich aneinander. Besonders fielen uns die Grabsteine ins Auge. Kreuze sahen wir nicht, dafür weiße Steine, die, vom Licht des Mondes und der Sterne getroffen, fahl leuchteten und wie geheimnisvolle Geisterscheinungen wirkten.

Da weder Hecken noch Zäune unsere Blicke beeinträchtigten, hatten wir eine freie Sicht über das Gräberfeld.

Die Grabsteine waren großzügig angelegt worden. Auf manchen schimmerten die Namen in goldener Schrift. Ich las einige im Vorbeigehen. Es waren alles Einheimische, die man hier beigesetzt hatte. Wir schritten etwa bis zur Mitte des Friedhofs, um uns dann nach rechts zu wenden, denn von hier aus konnten wir direkt auf das alte Gebäude zugehen, das eine Seite dieses Totenackers begrenzte.

Es war umrahmt von kahlen Bäumen, von dessen Zweigen sich zwei schwarze Vögel lösten, die krächzend über unsere Köpfe hinwegglitten und im Dunkel der Nacht verschwanden.

Mein unheimliches Gefühl war geblieben. Vor Friedhöfen fürchtete ich mich nicht, aber ich hatte oft genug erlebt, daß sich das eine oder andere Grab öffnete und ein Zombie hervorkam.

Mußte ich auf diesem Totenacker auch damit rechnen? Ich wollte den Teufel nicht an die Wand malen und verbannte den Gedanken

vorerst aus meinem Hirn. Obwohl ich eigentlich damit rechnen konnte, denn die Mädchen der Leila waren Zombies gewesen. Geschmiedet im Höllenfeuer der Dämonin Lilith und ihr allein Untertan.

Auf den europäischen Friedhöfen waren die Wege oft genug mit kleinen Kieskörnern bestreut. Hier nicht. Wir schritten über festgetretenen Lehm und näherten uns dem Gebäude, das ich als Leichenhalle einstufte.

Die Sache gefiel mir überhaupt nicht. Wir waren quasi deckungslos. Wenn uns jemand abschießen wollte, fand er hervorragende Bedingungen und auch bestes Büchsenlicht vor.

Je näher wir dem Gebäude kamen, um so größer wurde meine innerliche Spannung.

Auch Suko hatte seine Blicke überall. Der Inspektor ging vor mir, schaute des öfteren nach links und rechts und suchte dort nach irgendwelchen Feinden.

Die Ruhe war trügerisch.

Als die Gräber hinter uns zurückgeblieben waren, mußten wir über eine dreistufige Treppe gehen und standen sehr bald vor der Eingangstür. Man hatte sie aus dickem Holz gefertigt und die Außenseite mit Schnitzereien versehen. In der Dunkelheit war nicht zu erkennen, welche Motive die Schnitzereien zeigten.

Gräber hatten wir genug gesehen, von Leila und Aldo fehlte nach wie vor jede Spur.

Fanden wir sie in der Leichenhalle?

»Okay«, sagte Claude in einem breiten Slang. »Ich werde die Tür jetzt öffnen.«

Wir nickten. Unsere Hände befanden sich nahe der Waffen, und als wir über die Schwelle schritten, hatte ich das Gefühl, in ein riesengroßes Grab zu gehen.

Es war stockfinster. Nicht einmal Konturen oder Umrisse erkannten wir, das allerdings änderte sich sehr schnell, denn Renard kannte sich aus und fand einen Lichtschalter. Während es allmählich hell wurde, flüsterte er: »Die Leute, die sich hier treffen, haben für gewisse Rahmenbedingungen gesorgt. Sie verstehen.«

»Klar.« Ich gab die Antwort, ohne zu überlegen, denn mein Blick war in die Tiefe der Leichenhalle gefallen, und ich staunte ebenso wie Suko. Die beiden Gesuchten fanden wir nicht. Dafür sahen wir dort, wo die Leichen vor der Beerdigung aufgebahrt wurden, ein im Halbkreis aufgebautes Meer von frischen Blumen.

Sie verbreiteten einen betäubenden Duft, der schon faulig roch, und ich verzog die Nase.

Das war nicht gerade mein Fall.

Auf die Blumen jedoch kam es uns nicht an. Uns interessierte der

Gegenstand, den die Blumen einrahmten.

Es war ein alter, kostbarer Sarg!

Auf einem Podest hatte er seinen Platz gefunden, stand leicht schräg und war offen, so daß jeder Besucher hineinschauen konnte.

Die Lampen brannten an den Wänden, die ein Künstler mit Motiven bemalt hatte, wie sie in den orientalischen Märchenerzählungen vorkamen, aber bei diesen Bildern überwog zudem der Tod.

Er war stets als Skelett gezeichnet. Manchmal groß wie ein Mensch, dann kleiner, und jedesmal beugte er sich über einen angststarren Menschen, wobei ich keinerlei Motive einer Erlösung entdeckte.

In dieser Leichenhalle wohnte das Grauen.

Wir hatten die Tür wieder zufallen lassen und gingen nun langsam auf den Sarg zu.

Ich fühlte mich nicht wohl in meiner Haut, atmete nur flach, so daß allein unsere Schritte zu vernehmen waren, als wir über den dunklen Marmorboden gingen.

Hin und wieder rieselte über meinen Rücken ein Schauer. In meinem Hals spürte ich ein trockenes Gefühl, ich hätte gern einen Schluck Wasser getrunken.

Der Sarg war nicht leer.

Wir erkannten die Person, als wir näher an die prächtige Totenkiste herantraten, und wir sahen auch, daß die Leiche kein einfaches Totenhemd trug, sondern prächtig ausstaffiert war. Jacke und Hose bestanden aus kostbaren Stoffen. Der Tote trug eine rote Jacke mit Pumpärmeln. Sie fiel ihm bis über den Gürtel der Hose, deren Beine ebenfalls ausgestellt waren und in Höhe der Knöchel zusammenliefen. Im Gegensatz zur Jacke bestand dieser Stoff aus einem grün eingefärbten Material.

Unter der Jacke trug die Leiche ein hellweißes Hemd und auf dem Kopf einen Turban, der ebenfalls dunkelrot glänzte.

Derjenige, der hier gestorben war, hatte bestimmt nicht zu den ärmsten Menschen gehört.

Das alles nahmen wir wahr, als wir uns dem Sarg näherten und am Fußende unsere Schritte stoppten.

Suko und ich standen zusammen, Claude war zur Seite gegangen und hatte sich neben dem Sarg aufgebaut.

Wir sprachen kein Wort. Es war auch das Entsetzen, das uns vielleicht lähmte. Da wir vor dem Sarg standen, konnten wir die Leiche genauer betrachten.

Damit meinte ich speziell das Gesicht.

Unter dem Turban war es zu sehen, und ich konnte es nur als einen halbverwesten Knochenschädel bezeichnen, in dessen Augenhöhlen Pupille und Augapfel zu einer Masse zusammengeschrumpft waren…

***

Sekundenlang sprach keiner von uns ein Wort. Uns hatte es buchstäblich die Sprache verschlagen, und auch Renard, der vielleicht Bescheid wußte, sagte nichts.

Wir waren geschockt!

Schließlich räusperte sich Suko, drehte den Kopf, schaute mich an, und ich fühlte mich genötigt, eine Frage zu stellen. »Haben Sie damit gerechnet, Claude?«

»Nein.«

Ich schaute ihm ins Gesicht. Wenn er nicht ein hervorragender Schauspieler war, dann konnte man den überraschten Ausdruck in seinen Zügen als echt bezeichnen.

»Das ist keine der beiden Personen, die wir gesucht haben«, unterbreitete ich ihm.

»Ich weiß.«

»Und haben Sie eine Erklärung für diese halbverweste Leiche, Monsieur Renard?« Meine Frage hatte ein wenig spöttisch geklungen. Er registrierte dies mit einem Zucken der Mundwinkel.

»Vielleicht.« Mehr sagte er nicht, dafür umrundete er den Sarg, weil er sich den Toten genau anschauen wollte. Das taten auch Suko und ich.

Ich sah, daß er sogar bewaffnet war. Zwei lange gekrümmte Dolche, man konnte sie schon fast als Schwerter bezeichnen, steckten in schmalen Scheiden. Wenn die Steine, die sie verzierten, echt waren, hätte man allein für die Scheiden ein kleines Vermögen bezahlt.

Ich wollte seine Hände sehen. Er hatte die Arme nicht, wie es bei normalen Toten der Fall war, auf der Brust zusammengelegt, sie befanden sich rechts und links seines Körpers.

Suko hatte den gleichen Gedanken gehabt wie ich, nur reagierte er schneller. Er griff zu und hob einen Arm in die Höhe. Das sah so aus, als hätte er ein Stück Holz angehoben. Während er den Arm am Gelenk festhielt, schaute er mich über den Sarg hinweg an.

»Normal…«

Das war genau das treffende Wort. Und es wunderte mich, denn wenn eine Leiche verweste, dann nicht nur im Gesicht, wie wir es hier sahen, sondern am gesamten Körper.

»Ich verstehe es nicht«, sagte ich.

»Ebenfalls.« Suko ließ den Arm wieder sinken. Er verschwand im Sarg.

Ich drehte den Kopf, weil ich mir von unserem Begleiter einige Worte erhoffte. »Sie haben vorhin etwas angedeutet, Claude«, begann ich. »Wie sieht es mit einer Aufklärung für dieses Phänomen aus?«

»Die möchte ich selbst gern haben.«

»Kommen Sie, Renard, Sie wissen mehr.«

Er schaute mich schief an und verzog dabei die Mundwinkel. Zudem

schabte er noch über sein Kinn. »Ich kann da auch nur vermuten. Wahrscheinlich ist es…« Er schüttelte den Kopf. »Glauben kann ich es eigentlich nicht.«

»Reden Sie schon!« munterte ich ihn auf. »Wir sind es gewohnt, schlimme Geschichten zu hören.«

»Ich kenne diese Person im Sarg«, erklärte uns der Franzose.

»Zwar nicht persönlich, aber von Gemälden her.«

»Und wer ist es?« fragte Suko.

»Der Bai von Tanger!«

Jetzt waren wir zwar schlauer, trotzdem noch genauso schlau wie zuvor.

»Wer ist denn das schon wieder?«

Ich hatte die Frage gestellt und bekam auch die Antwort. »Man kann ihn als einen mächtigen Herrscher bezeichnen. Er hatte damals einen sehr großen Einfluß, und selbst der König hörte auf seinen Rat. Der Bai von Tanger, wie man ihn nannte, kam aus den Bergen. Das wilde Atlas-Gebirge war seine eigentliche Heimat, und ihm zur Seite standen gefährliche Kämpfer. Die Berber sind bekanntlich ausgezeichnete Reiter, besonders mutig und für ihren Kampfeswillen berühmt.«

»Auch heute noch?«

»In den Geschichten bestimmt. Wie es tatsächlich aussieht, weiß ich nicht. Ich war lange nicht mehr in den Bergen. Davon einmal abgesehen, hinter dem Bai stand die Macht der Berber, die Einigkeit der Stämme, und das hat auch den König beeindruckt. Er holte den Bai in seine Stadt, und dort wurde er sehr mächtig. Man sagte ihm nach, daß er mit dem Scheitan in Verbindung stehen würde. Jedenfalls besaß er sehr viel Wissen, geheimes Wissen, und man sprach auch davon, daß er mit den Toten reden konnte und sogar den Tod überwinden wollte.«

»Was er ja nicht geschafft hat«, erklärte Suko und deutete auf die Leiche.

Mir brannte eine andere Frage auf dem Herzen. »Sagen Sie, Claude, wann ist dieser Bai eigentlich gestorben?«

»Ein genaues Datum weiß ich nicht. Das muß so knapp 100 Jahre zurückliegen.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir schon gedacht und war über diese Antwort deshalb nicht überrascht.

»Eigentlich hätte er trotzdem verwest sein müssen«, meinte Suko.

»Und zwar völlig.«

Durch Nicken gab ihm Renard recht. »Bis auf eine Kleinigkeit«, schränkte er ein. »Vergessen Sie nicht, daß der Bai daran gearbeitet hat, den Tod zu überwinden.«

»Teilweise hat er es geschafft«, gab der Chinese zu. »Nur frage ich mich, weshalb er hier liegt. Hat man ihn vielleicht aus dem Grab

geholt. Und wo hat er vorher gelegen?«

»Das weiß niemand.«

»Zumindest diejenigen, die ihn begraben haben«, schränkte ich ein.

»Die sind längst tot.«

Das stimmte. Für mich entwickelte sich der Fall immer mehr zu einem schwer lösbaren Rätsel. Zusammenfassen konnte ich kaum, ich versuchte es trotzdem. Leila und Aldo ließ ich mal außer acht.

Wir hatten einen Friedhof gefunden und in der Leichenhalle einen Toten. Den mußte jemand aus dem Grab geholt und hergeschafft haben, wobei sich die Frage stellte, wo wir das Grab fanden. Und wer hatte den Toten ausgegraben?

»Wenn man wüßte, wie lange er hier schon gelegen hat, könnten wir vielleicht die Spur zurückverfolgen«, meinte Claude. »So aber müssen wir uns mit den Tatsachen abfinden.«

»Hatten Sie nicht von zwei Särgen gesprochen, die angeblich umgeladen wurden?« fragte ich.

»Sie meinen die beiden Personen damit, die Sie suchen?«

»Natürlich.«

»Ja.« Claude hob die Schultern und gab sich ratlos. »Das verstehe ich auch nicht. Da muß mein Netz zusammengebrochen sein wie ein Kartenhaus. Bisher habe ich mich immer auf meine Informanten verlassen können. Jetzt aber stehe ich dumm da, das gebe ich ehrlich zu. Mit diesem Bai habe ich nicht gerechnet.«

»Für mich muß es einfach einen Zusammenhang zwischen ihm und den beiden von uns gesuchten Personen geben«, erklärte ich.

»Den Bai haben wir gefunden, es fehlen die anderen. Wo könnten sie sein?«

»Fragen Sie ein Orakel, Sinclair. Ich kann Ihnen beim besten Willen die Antwort nicht geben.«

Da wir in der Leichenhalle keine Hinweise mehr fanden und wohl auch keine mehr finden würden, gab es für uns nicht den geringsten Grund, noch länger an diesem makabren Ort zu bleiben. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Spuren der von uns gesuchten Personen erneut zu suchen.

Auch Suko beschäftigte sich mit den gleichen Gedanken, wobei er noch hinzufügte: »Auf jeden Fall werden wir den Bai im Auge behalten, darauf kannst du Gift nehmen.«

»Man sagt ihm nach, daß er auch im Tod seine Stärke nicht verlieren würde«, fügte Claude noch hinzu.

»Und wo steht das?«

Renard ging bereits zur Tür. »Nirgendwo. Das erzählen sich die Legendenberichter in der Altstadt von Marrakesch. Man muß sehr genau zuhören und kann viel über dieses Land, seine Menschen und deren Schicksale erfahren.«

Das schien mir auch so. Einen letzten Blick warfen Suko und ich auf den offenen Sarg, während der Franzose schon an der Tür stand und sie öffnen wollte.
Da hörten wir ihn fluchen.
»Was ist?« Ich lief einige Schritte vor.
Er drehte sich um, wobei er die Klinke noch in der Hand hielt.
»Verdammt, es ist abgeschlossen!«

***

Wieder waren wir sprachlos. Alle drei standen wir auf dem Fleck und rührten uns nicht. Da hatte uns doch einer reingelegt. So völlig leer schien der Friedhof nicht zu sein. Ich dachte an Renards Worte.
Er hatte von den zahlreichen Augen in der Nacht gesprochen. Anscheinend lag er damit genau richtig.
An der Tür wartete der Franzose auf uns. Suko erreichte ihn früher als ich und probierte die Klinke aus. Sie bestand aus Metall, zeigte eine verschnörkelte Form, und als Suko sie herunterdrückte, hörten wir zwar das Geräusch, aber er schaffte es nicht, die Tür zu öffnen.
»Kalt erwischt«, kommentierte Renard. Er konnte nicht vermeiden, daß seine Stimme belegt klang.
Ich schaute mir die Tür genauer an. An dieser Seite war sie glatt, fugenlos, und als meine Finger darüber hinwegglitten, merkte ich sehr deutlich, daß wir es mit dickem Holz zu tun hatten, das wohl keiner von uns durchbrechen konnte.
»Sollen wir es zu dritt versuchen?« fragte Claude, der unbedingt etwas unternehmen wollte.
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, auf keinen Fall. Wir würden uns nur verletzen. Es muß einen anderen Weg geben, diesem Gefängnis zu entkommen.«
»Und welchen?«
»Da oben.« Das hatte Suko gesagt und gleichzeitig einen Arm ausgestreckt. Der Zeigefinger wies dorthin, wo sich dicht unter der Decke der Leichenhalle einige Fenster befanden. Sie waren bogenförmig angelegt. Für mich stimmte das Verhältnis nicht, denn im Vergleich zur Wandhöhe waren die Fenster zu klein. Wenn sie aus Glas bestanden, so war dieses Glas sehr dunkel, denn nicht einmal graues Dämmerlicht drang durch die Lücken.
»Wie kommen wir dahin?« fragte Suko, der Praktiker, und ließ seine Blicke an meiner Gestalt entlanggleiten.
Ich hatte ihn verstanden. »Umgekehrt, Alter. Dein Körper eignet sich besser als Sockel.«
»Sie wollen hoch?« fragte Renard.
Ich lachte auf. »Was heißt wollen? Wir müssen einen Ausweg finden. Ich habe keine Lust, in dieser verdammten Leichenhalle

eingeschlossen zu bleiben und hinterher so auszusehen wie der Typ im Sarg.«

»Klar, dann baut die Pyramide.«

Suko hatte sich schon mit dem Rücken zur Wand und breitbeinig aufgestellt. Die Finger seiner Hände waren ineinander verknotet, befanden sich in Gürtelhöhe und bildeten so etwas wie eine Stufe, auf die ich meinen Fuß setzte.

»Jetzt!« sagte ich.

Suko stemmte die Arme hoch und gab mir, dem Kletterer, noch Unterstützung.

Auch Claude Renard half dabei mit, indem er sich zu Suko stellte und ihn festhielt, damit auch er besser durchhalten konnte. Ich kroch förmlich an der Wand hoch, stützte mich mit den Handflächen ab, streckte die Arme aus und erreichte das Fenster, das ich aufs Korn genommen hatte.

Leider nicht so, wie ich es gern gehabt hätte, denn die Finger berührten nur mehr die nach innen gebaute Fensterbank, so daß ich nicht einmal durch die Scheibe schauen konnte.

»Geht es?« fragte Suko. Seiner Stimme hörte man die Anstrengung nicht an.

»Nein. Wenn du mich noch ein wenig höher heben könntest.«

»Verdammt, du verlangst mal wieder viel.«

»Tu mal was für dein Geld.«

»Immer ich.« Suko drückte trotz seiner »Beschwerde« zu. Er stemmte mich jetzt, ich hörte ihn dabei mit dem Franzosen flüstern und entnahm den Worten, daß Renard meinen Freund unterstützte.

Ich kam tatsächlich höher, berührte auch die Scheibe, hatte den Kopf in den Nacken gelegt, tastete das Fenster mit meinen Blicken ab und suchte vergeblich nach einem Griff.

Das Fenster ließ sich nicht öffnen. Höchstens durch Einschlagen der Scheibe.

Unter mir begann selbst der kräftige Suko ein wenig zu wackeln.

Wenn ich die Scheibe einschlug, dann nach einem zweiten Kletterversuch. Zunächst versuchte ich, durch das Fenster zu schauen.

»Kannst du noch halten?« fragte ich.

»Kaum!« kam es gepreßt zurück.

»Noch ein paar Sekunden.«

»Was willst du denn?«

»Sehen, ob sich draußen etwas tut.« Ich hatte nicht gelogen, denn es war mir gelungen, die Arme so weit vorzuschieben, daß ich mich auch abstützen konnte.

Obwohl die Scheibe dunkel war und die Nacht den Friedhof einbettete, gelang es mir trotzdem, etwas zu erkennen. Genaues konnte ich nicht sehen, aber zwischen den Grabreihen, wo die Steine

heller abstachen, sah ich gewisse Bewegungen.
Es waren hochgewachsene Schatten, die durch die Grabreihen glitten, wobei leider das Licht so schlecht war, daß ich mehr raten mußte, was dort vorging.
Menschen konnten es sein, die auf irgendwelchen »Gegenständen« hockten.
Vielleicht Pferden!
Wenn ja, bewegten sie sich lautlos, nahezu gespenstisch, da ich kein Hufgetrappel vernahm. Sie huschten nahe der großen Mauer vorbei und liefen auch im Kreis.
Der Fall wurde immer verworrener.
»Okay, John, allmählich breche ich ab!« hörte ich Sukos Stimme.
»Wie sieht es aus?«
»Laß mich runter!«
Suko senkte die Arme ein wenig, ich drehte mich dabei zur Seite und sprang zu Boden.
Neben den beiden Männern blieb ich stehen und säuberte mir die Hände, weil sie durch das Anfassen der Scheibe schmutzig geworden waren. »Da tut sich einiges«, berichtete ich.
»Vor der Leichenhalle?« fragte Suko.
»Ja.«
»Wer denn?« Auch die Frage des Franzosen klang gespannt.
Um ihre Erwartungen zu dämpfen, hob ich beide Arme. »So einfach ist das nicht. Draußen liegt die Dunkelheit, und es war schwer für mich, etwas zu erkennen. Dennoch glaube ich, Gestalten gesehen zu haben, die um den Bau herumliefen.«
»Menschen?« fragte Suko.
»Möglich. Außerdem waren diese Gestalten nicht zu Fuß. Sie hockten auf Pferden oder Kamelen. Genaueres konnte ich nicht erkennen. Tut mir ehrlich leid.«
Suko sagte nichts, aber Claude nahm den Faden wieder auf. »Reiter, haben Sie gesagt? Das ist natürlich ein Ding.«
»Wieso?«
»Ich komme wieder auf die alten Geschichten zurück. Ich habe Ihnen ja berichtet, daß der Bai aus den Bergen gekommen ist und ein alter Berberfürst war. Der hatte natürlich eine Leibgarde. Möglicherweise sind es diese Männer gewesen, die Sie sahen, John.«
»Auch welche, die so alt sind wie er?«
»Nein, der Bai wird auch heute noch von zahlreichen Leuten verehrt. Sie sehnen sich nach ihm und möchten, daß er wieder zurückkehrt. Ich weiß, das ist verrückt, aber nicht zu ändern. Aber der Einfluß des toten Bais besteht noch immer.«
»Wir sitzen also in der Falle!« resümierte Suko.
»So sieht es aus«, gab ich ihm recht.

»Und was machen wir nun?« fragte Claude.
Eine Antwort konnte keiner von uns geben. Man hatte uns in die Falle gelockt, damit war von der Gegenseite Aktivität bewiesen worden. Nun blieb uns nichts anderes übrig, als abzuwarten, was geschah.
Es tat sich etwas.
Urplötzlich verlöschte das Licht!

***

Wie der oft zitierte und berühmte Sack fiel die Dunkelheit über das Innere des Leichenhauses. Wir konnten von einer Sekunde auf die andere nicht die berühmte Hand vor Augen sehen, und erst als wir uns ein wenig an die neuen Umstände gewöhnt hatten, gelang es uns, die Ausschnitte der Fenster zu erkennen, die sich sehr schwach im Mauerwerk abzeichneten.
Suko hatte den Kopf nach hinten gelegt und schaute zur Wand.
»Das ist der einzige Fluchtweg.«
»Wobei wir die Scheibe einschlagen müßten«, ergänzte ich.
»Und dann?« fragte Renard.
»Ist doch einfach. Einer von uns klettert aus dem Fenster, springt auf den Friedhof und versucht, die Tür von außen zu öffnen.«
»Ohne Schlüssel?« fragte der Franzose.
»Vielleicht schafft er es und findet einen.«
Claude schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich nicht.«
»Wissen Sie eine bessere Lösung?« fragte Suko.
»Auch nicht.«
»Dann sollten wir es versuchen«, schlug ich vor. Er schaute mich an. »Du warst schon mal oben, John. Willst du es machen?«
»Wenn ihr mich so fragt, ich bin einverstanden.«
Auch Claude Renard stimmte zu.
Ich zog meine Beretta aus der Halfter und steckte die Waffe in den Gürtel, damit ich schneller an sie herankam. Suko war bereits bis an die Wand gegangen. Für das, was vor uns lag, benötigten wir kein Licht, das schafften wir auch im Dunkeln.
»Ich halte Sie wieder fest!« bot sich Renard an.
»Okay.«
Suko stand an der gleichen Stelle wie vorhin. Auch seine Hände hatte er schon zusammengelegt, so daß ich sie wieder als Trittleiter benutzen konnte.
Diesmal besaßen wir schon Routine. Auch Suko hatte sich wieder erholt. Er schleuderte mich förmlich hoch. Ich strengte mich ebenfalls an, erreichte die schmale, nach innen gebaute Fensterbank, stützte mich dort ab und winkelte den linken Arm an, damit mir der Ellbogen den genügenden Halt gab. Ich holte meine Pistole hervor, faßte den

Lauf an und hieb mit dem Griff der Waffe zu.

Zweimal hämmerte ich gegen die Scheibe und vernahm nicht mehr als ein dumpfes Geräusch.

Verdammt, war das Glas hart.

Ein drittesmal schlug ich dagegen. Jetzt wuchtiger, und ich erzielte einen Erfolg.

Das Platzen war Musik in meinen Ohren, und beim vierten Schlag vernahm ich das Klirren. Die Scheibe war zerstört.

»Alles klar?« fragte Suko vom Boden her.

»Fast. Um durchzukommen, muß ich nur noch die Splitter aus dem Rahmen schlagen.«

»Dann los. Ich habe allmählich Standschwierigkeiten.«

Das konnte ich meinem Freund nachfühlen. Aus diesem Grunde beeilte ich mich, die Splitter aus dem Rahmen zu schlagen. Die Öffnung war gerade groß genug, um mich hindurchzulassen. An der äußeren Fensterkante klammerte ich mich fest und zog mich höher über die flache Bank hinweg, wobei ich gleichzeitig merkte, wie Suko mich losließ und ich praktisch in der Luft hing. Natürlich dachte ich auch daran, daß die Geräusche unter Umständen gehört worden waren. Das war jetzt egal. Wenn mich jemand unten erwartete, würde ich mich meiner Haut schon wehren.

Mit dem Kopf zuerst geriet ich ins Freie. Jetzt kam mir die Luft sogar kühl vor, sie streichelte mein Gesicht. Der Wind säuselte herbei, und er fuhr auch über den unheimlichen Friedhof mit seinen markanten, hellen Grabsteinen.

Ich schaute zu Boden.

Die Außenmauer war glatt. Ob das Gelände unter mir weich oder hart wie Stein war, wußte ich nicht. Als Optimist nahm ich zu meinen Gunsten das erstere an.

Bei den Schultern hatte ich einige Schwierigkeiten. Ich bin zwar nicht so breit wie mancher Gewichtheber, aber das Fenster war doch ziemlich schmal. Durch Drehen gelang es mir, dieses Hindernis zu überwinden. Bevor ich das Übergewicht bekam, drehte ich mich so, daß ich in der Fensteröffnung geduckt hocken konnte und beide Beine rechts und links von mir nach unten hingen. Das eine nach innen, das andere nach außen.

»Fast alles klar«, rief ich in die Leichenhalle hinein. »Ich werde jetzt springen.«

»Viel Glück!« antwortete Suko. »Und wenn du die Tür nicht aufbekommst, denk an den Spruch, Sesam öffne dich!«

»Klar, mach ich.«

Das nach innen hängende Bein schwang ich zurück, drehte mich und saß jetzt auf der sehr engen, äußeren Fensterbank.

Für einen Moment hatte ich Angst, in die dunkle Tiefe zu springen,

dann faßte ich mir ein Herz und stieß mich ab.

Ich dachte an eine bodenlose Tiefe, dann kam ich auf und versuchte, die Wucht noch abzufangen, als ich mich nach vorn warf.

Ein paarmal wirbelte ich um mich selbst, bis ich schließlich stand und zunächst einmal tief durchatmete.

Verstaucht hatte ich mir nichts. Der Fall war gut abgelaufen. Erst jetzt stellte ich fest, daß ich in Schweiß gebadet war. Die letzten Minuten hatten Nerven gekostet, da konnte einer sagen, was er wollte.

Ich dachte an die Reiter, sah auch einen der Bäume und stellte mich neben seinen Stamm, denn an dieser Stelle verschmolz ich mit der Dunkelheit und auch dem Baum.

Halle und Bäume standen für mich relativ günstig, so daß mir praktisch ein Blick über die gesamte Länge des Friedhofs gestattet war. Auch wenn die Umrisse der Gräber sowie die Steine mit der Dunkelheit verschwammen, Bewegungen zwischen ihnen sah ich nicht.

Leer, gespenstisch und verlassen lag der Friedhof vor mir.

Das sollte begreifen, wer wollte, ich nicht. Wie war es nur möglich, daß ich hier auf einem verlassenen Friedhof stand, auf dem ich noch vor Minuten die Reiter gesehen hatte?

Ich hätte sie wegreiten hören müssen. Das war nicht geschehen.

Oder hatte ich mich schon vorher getäuscht? Waren diese komischen Reiter möglicherweise meiner Einbildung entsprungen?

Das konnte sein, wobei ich nicht daran glauben wollte. Was ich gesehen hatte, hatte ich gesehen!

Meine Beretta hielt ich schußbereit, als ich mich aus der Deckung löste und die ersten Schritte wagte. Ich dachte wieder an meine eigentliche Aufgabe, denn ich hatte meinen Freunden versprochen, die Tür zu öffnen, falls das möglich war.

Nur änderte ich den Plan ein wenig und schlug einen Bogen, da ich auf dem Weg zu meinem Ziel noch einen Teil des Friedhofs genauer unter die Lupe nehmen wollte.

Nichts hatte sich verändert. Nach wie vor standen die Grabsteine wie gespenstische Andenken an die in der Erde liegenden Toten. Ich strich auch über das Gestein, fühlte seine Kühle und schaute mir auch einzelne Gräber an.

Flach, manchmal auch schräg, dann wieder erhöht, so lagen sie vor mir. Eine Veränderung hatte ich dabei nicht entdeckt. Ich sah wohl Motive in die Steine eingemeißelt. Mal ein Skelett, auch einen bewaffneten Kämpfer, der zwei Schwerter in den Händen hielt und gegen ein als Tod dargestelltes Skelett schlug.

Die Lebenden wollten den Tod also besiegen. Das entnahm ich diesen Motiven.

War es ihnen tatsächlich gelungen? Für solche Spekulationen fehlten

mir Informationen, deshalb dachte ich wieder an meine eigene Aufgabe und schlug nun den direkten Weg zur Eingangstür der Leichenhalle ein.

Zusammen mit Suko und dem Franzosen war ich ihn schon einmal gegangen. Diesmal verhielt ich mich ebenfalls sehr vorsichtig, achtete auf verdächtige Geräusche und vernahm nichts. Es sei denn, ich zählte das Säuseln des Windes hinzu.

Sehr langsam ging ich. Meine Blicke waren überall, und ich sah links von mir die Mauer der Leichenhalle hochwachsen.

Sie kam mir in diesem Augenblick drohend vor, und ich entdeckte trotz der Dunkelheit Spuren auf dem Boden.

Rasch ging ich in die Hocke.

Als ich genauer nachschaute, stellte ich fest, daß ich keiner Halluzination zum Opfer gefallen war, denn die Spuren vor mir zeigten an, daß hier jemand hergeritten war.

Das mußten Pferde oder ähnliche Tiere gewesen sein. Mit der kleinen Lampe leuchtete ich nach und sah die Abdrücke nun deutlicher.

Wohin wiesen die Spuren?

Eigentlich nur in eine Richtung. Das war der Eingang der großen Leichenhalle.

Wenn diese unheimlichen Reiter den Weg genommen hatten, hätten sie auch von Suko und Claude gehört werden müssen. Das schien nicht der Fall gewesen zu sein, ich jedenfalls hatte keine Reaktionen von ihrer Seite her vernommen.

Plötzlich hatte ich es sehr eilig. Ich konnte mir gut vorstellen, daß man meine Freunde unangenehm überrascht hatte, und das gefiel mir überhaupt nicht.

Es dauerte nur mehr Sekunden, bis ich die Tür erreicht hatte und sie zu meiner Überraschung offen fand.

Mir gelang es, einen Blick in die dunkle Leichenhalle zu werfen.

Obwohl dort kein Licht brannte, konnte ich eines sehr deutlich erkennen.

Die Halle war leer!

***

Suko taumelte ein paar Schritte von der Wand weg in die Mitte der Halle und schüttelte seine Arme aus. Die beiden Kletterpartien seines Freundes John Sinclair hatten ihn aus der Puste gebracht, und er mußte sich erst einmal fangen.

Renard war stehengeblieben und schaute zum Fenster hoch, wo Sinclair sich drehte und dann verschwand.

»Das wäre geschafft«, sagte er.

»Ja, ich hoffe nur, daß er die Tür auch aufbekommt. Magische Sprüche funktionieren leider nur in Geschichten wie ›Aladin und die

Wunderlampe‹. Hier müssen wir uns auf die Realitäten verlassen.«

»Die sich verändern!« erklärte der Franzose trocken und drehte sich hastig um, so daß er direkt auf den Sarg schauen konnte, dessen Umrisse sich in der Finsternis schwach abzeichneten.

Auch Suko sah in die Richtung, und beiden wurde die Kehle eng, als sie erkannten, daß sich dort etwas tat.

Der Sarg bewegte sich.

Als würde er an für sie nicht sichtbaren Fäden hängen, so glitt er langsam in die Tiefe.

Unter ihm hatte sich eine Luke geöffnet, in die der Sarg verschwand.

Das war nicht alles. Aus der Öffnung drang ein bläuliches Licht, vermischt mit einem seltsamen Nebel, der in trägen Wolken hochquoll, den Sarg umwallte und seine Umrisse den Blicken der Männer entzog.

Aufhalten konnten und wollten die beiden den Vorgang nicht, denn auch an der Tür vernahmen sie ein Geräusch.

Suko drehte sich um.

Wo er hinschaute, war es dunkel. Die einzige hellere Insel im Raum bildete die Stelle, wo der Sarg in die Öffnung hineinsank und aus der das Licht und der Nebel strömten.

Der Inspektor wandte sich an den Franzosen. »Behalten Sie mal den Sarg im Auge. Ich gehe zur Tür.«

»Abgemacht.«

Suko schlich auf sein Ziel zu. Obwohl das Holz stabil war, vernahm er dahinter Geräusche. Er glaubte deutlich, ein Flüstern und Wispern zu hören und konnte sich nicht vorstellen, daß es von seinem Freund John Sinclair stammte.

Da mußte ein anderer dahinterstehen.

Mit John?

Suko legte sein Ohr an das Holz, lauschte und vernahm auch das Kratzen in Höhe des Türschlosses.

Jemand wollte aufschließen.

»Suko…«

Der Inspektor wurde durch den Ruf des Franzosen gestört, schaute zu ihm hin und konnte sich zuerst keinen Reim auf das Geschehen machen, denn der Mann hatte eine Haltung eingenommen, die man schon als grotesk bezeichnen konnte.

Er stand etwa in der Mitte zwischen Tür und Sarg. Je tiefer der Sarg in die Öffnung hineingeglitten war, um so mehr Licht hatte aus ihr treten können, zusammen mit den blauen Nebelschwaden, die sich lautlos ausbreiteten und in Wolken über den Boden krochen, wobei sie den Franzosen erreicht hatten.

Und dieser Nebel war gefährlich.

Schlangengleich kroch er an der Gestalt des Mannes hoch und hüllte

sie ein.
Jetzt erst bewegte sich der Franzose. Es war eine für seine Lage typische Geste, als er den Arm anhob, die Hand spreizte und die Finger gegen die Kehle klammerte.
Suko wußte, was das bedeuten sollte. Der Franzose bekam keine Luft mehr. Sein Mund stand offen. Würgende Laute drangen daraus hervor. Die Augen wollten fast aus den Höhlen treten, und durch seine Gestalt lief ein Zittern.
Noch zwei Sekunden hielt er sich auf den Beinen, bevor er in den Knien weich wurde und zu Boden fiel.
Er setzte diesem Fall überhaupt keinen Widerstand entgegen, wie eine kraftlose Puppe blieb er auf dem kühlen Marmor liegen, die Augen verdreht, vom Nebel umwalt und tot aussehend.
Für Suko stand fest, daß der Nebel die Schuld an diesem Vorgang getragen hatte, und es sah beileibe nicht aus, als würde er stoppen oder sich zurückziehen, denn immer dichtere Wolken drangen aus der Öffnung in die Leichenhalle.
Sie nahm schon fast die gesamte Breite ein, und Suko sah sie auch auf sich zukommen.
Welcher Ausweg blieb ihm?
Keiner, wenn er das richtig sah, da die Tür nach wie vor verschlossen war. Und nichts deutete zudem darauf hin, daß die Person, die sich hinter der Tür befand, sie auch öffnen wollte.
Für Suko wurde es eng.
Er schaute nach vorn, einige Sekunden hatte er noch Zeit, bevor er den Platz hier räumen mußte, und er versuchte es an der Klinke.
Johns Namen wollte er nicht rufen, weil er einfach nicht mehr daran glaubte, daß sich der Geisterjäger auf der anderen Türseite aufhielt.
Der Chinese riß und zerrte an der Klinke, daß er sie fast aus dem Holz gezogen hätte, einen Erfolg erreichte er leider nicht. Die Tür blieb verschlossen.
Dann versuchte er es auf eine andere Art, nahm einen kurzen Anlauf und warf sich gegen die Tür.
Auch ohne Erfolg.
Zwar zitterte das Holz, einen Durchbruch schaffte der Inspektor nicht. Die Tür war zu stark.
Angeschlagen und mit schmerzender Schulter trat er einige Schritte zurück. Dabei geriet er schon in die Ausläufer des lautlos heranwallenden Nebels, und er spürte, daß sich in dessen Nähe etwas veränderte. Die Luft war wesentlich schlechter.
Suko ging zurück, wo er noch besser atmen konnte. Es war nur mehr eine Galgenfrist.
Der Nebel kam.
Er überrollte alles, was sich ihm in den Weg stellte, auch den

Franzosen, der seitlich und in gekrümmter Haltung auf dem Boden lag, wobei er sich nicht rührte.

Hellblau strahlte das Licht aus der Öffnung, aus der gleichzeitig noch dickere Schwaden drängten und den Weg in die Leichenhalle fanden, wobei sie sich Suko als Ziel ausgesucht hatten, denn sie näherten sich ihm unaufhaltsam.

Sukos Blick flog zur Tür.

Der einzige Ausweg war ihm versperrt. Und das offene Fenster lag viel zu hoch. Er hätte schon Stabhochspringer sein müssen, um es zu erreichen. Ihm blieb keine Chance. Er mußte sich seinem Schicksal ergeben. Wie das aussah, zeigte Claude Renard.

Das offene Fenster wirkte auf Suko wie ein Hohn. Einige Nebelballen trieben auch in dessen Richtung und verschwanden. Es war nur mehr der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein.

Urplötzlich wurde Suko die Luft knapp. Er konnte nicht mehr durchatmen.

Direkt vor sich sah er die wallende Wand und spürte, wie ihm allmählich übel wurde.

Noch hielt er sich auf den Beinen, aber es würde ihm wie dem Franzosen ergehen, das Zittern war schon vorhanden.

Die Beine wurden dem Inspektor weich. Er hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten. Suko war ein Mensch, der bis zuletzt aushielt und sich erst geschlagen gab, wenn es wirklich aussichtslos war.

Er taumelte. Einmal tat er einen Schritt nach links, danach in die entgegengesetzte Richtung, und sein Oberkörper schwankte dabei wie ein Grashalm im Wind.

Eine leichte Bewegung fiel ihm bereits schwer. So gelang es ihm kaum, den Kopf nach rechts zu drehen, das mußte er tun, denn von dort hatte er das typische Geräusch einer sich öffnenden Tür vernommen.

Kam John?

Suko streckte die Arme aus. Er wäre gern zur Tür hingelaufen, das war ihm leider nicht mehr möglich, denn seine Beine gaben einfach nach. Er fiel schwer auf die Knie, hob noch den Kopf und sah, daß es nicht John Sinclair war, der die Leichenhalle betreten hatte.

Reiter erschienen in der Türöffnung.

Schwarze, unheimliche Gestalten, eingehüllt in lange Mäntel, wobei die hochgeschobenen Kapuzen fast wie Vorhänge vor ihre Gesichter fielen und von ihnen so gut wie nichts zu erkennen war.

Für einen Moment blieben die Reiter auf der Türschwelle, dann setzten sie ihre ebenfalls dunklen Tiere in Bewegung und ritten in den Raum hinein.

Es blieb nicht bei den beiden. Suko sah, daß sich weitere hinter ihnen drängten. Sie zu zählen, gelang ihm nicht mehr, denn die

Schatten der Bewußtlosigkeit rissen den Inspektor mit in die düstere Tiefe…

***

Keine Spur von Suko, von dem Franzosen, auch nicht von der verwesten Leiche.

Ich schaute in einen leeren Raum!

Für einen Moment war ich so überrascht, daß ich mich nicht bewegte. Dann dachte ich an das Licht und erinnerte mich, wo sich ungefähr der Schalter befinden mußte.

Ich fand ihn sehr schnell, drehte ihn herum, und tatsächlich glühten die Lampen an den Wänden auf.

Endlich konnte ich etwas sehen!

Mein Blick glitt durch die Leichenhalle. Daß die auf mich wartenden Personen nicht mehr da waren, wußte ich bereits. Was mich jetzt noch mißtrauisch machte, war der seltsame Geruch, der den großen Raum schwängerte.

Es roch irgendwie beißend, und wenn ich einatmete hatte ich das Gefühl, daß meine Kehle schrumpfte. Sehr schnell kam ich zu der Überzeugung, daß man Suko und Claude mit irgendeinem Gas betäubt hatte, Wobei die letzten Reste des Zeugs noch vorhanden waren und auch mich behinderten.

Sehr flach atmete ich, als ich mich in Bewegung setzte. Meine Blicke suchten jeden Winkel der Leichenkammer ab, und natürlich fiel mir die Öffnung im Boden auf.

Dort hatte der Sarg gestanden.

Ich ging hin, sah die Blumen, die traurig die Köpfe hängen ließen und schaute in die Öffnung hinein.

Viel zu sehen gab es nicht. Und auch der Sarg war verschwunden.

Aber unter der Öffnung befand sich der Beginn eines Stollens oder eines Ganges. Meiner Ansicht nach mußte er quer unter dem Friedhof herführen und würde irgendwo wieder ins Freie gelangen.

Hatte man Suko, den Franzosen und auch die Leiche auf diesem Wege weggeschafft?

So recht wollte ich es nicht glauben. Sie hätten auch durch die normale Tür verschwinden können, und zwar in der Zeit, als ich draußen noch gewartet hatte.

Ich suchte nach Spuren.

Auf dem glatten Marmorboden war nichts zu sehen, obwohl Pferdehufe Abdrücke hätten hinterlassen müssen. Hier war alles blank, so daß ich auf den Gedanken kam, es nicht mit echten, sondern mit Geisterreitern zu tun zu haben.

Der Orient war und ist noch geheimnisvoll. Ich stand am Beginn eines solchen Rätsels und wollte es auflösen.

Durch den Zug war die Luft besser geworden. Ich konnte wieder frei durchatmen. Ich wollte den Tunnel oder Gang nehmen, auch wenn es der gefährlichere Weg war, aber irgendwo mußte ich einfach anfangen. Auf dem Friedhof würde ich keine Spuren finden.

Am Rand der Luke ging ich in die Hocke, streckte die Beine aus, stieß mich ab und sprang in die Tiefe.

Der weiche Boden dämpfte meinen Aufprall. Noch in der Hocke schaute ich mich um und suchte nach irgendwelchen Verbindungsmöglichkeiten.

Ich sah einen breiten Gang, der auch hoch genug war, Pferd und Reiter durchzulassen. Als ich mit meiner kleinen Lampe zu Boden leuchtete, sah ich erste Spuren.

Sehr schwache Abdrücke im feuchten Lehm, immerhin etwas.

Den Spuren folgte ich.

Wenig später hatte mich die Unterwelt der Stadt Tanger geschluckt. Ich wußte nicht, wohin ich geriet. Die Dunkelheit nahm zu, und ich kam mir innerhalb der Finsternis vor wie in einem Gefängnis. Wo ich mich befand, darüber dachte ich nicht nach, sonst hätte ich womöglich noch durchgedreht.

Meine Leuchte erfüllte treu und brav ihren Dienst. Wenn mir die Dunkelheit zu sehr auf den Wecker fiel, schaltete ich sie ein und orientierte mich.

Tausend Arme schien die Finsternis zu besitzen. Sie umgaben und umklammerten mich, griffen nach mir, streichelten oder raunten Worte, die ich nicht verstand.

Letzteres mochte Einbildung sein, denn je tiefer ich in die Erde hineinschritt, um so mehr bildete ich mir Dinge ein, die überhaupt nicht vorhanden waren.

Das Alleinsein war am schlimmsten. In der Dunkelheit kam ich mir doppelt verlassen vor. Ich konnte die Menschen verstehen, die im Finstern pfiffen und so gegen ihre Furcht angingen.

Dann wurde die Stille unterbrochen.

In der Ferne vernahm ich ein monotones Rauschen, und dieses Geräusch kam mir bekannt vor.

Ich erinnerte mich an die Fälle, die mich in die Londoner Unterwelt geführt hatten. In die Abwässeranlagen, und da hatte ich ebenfalls dieses Rauschen vernommen.

Ob Tanger eine ebenfalls gut ausgebaute Kanalisation besaß, konnte ich nicht sagen. Ich glaubte eigentlich nicht daran, ein Teil aber mußte kanalisiert worden sein.

Da ich nur in eine Richtung schreiten konnte, hoffte ich sehr stark, direkt auf die Quelle des Geräusches zuzugehen. In der Tat wurde es lauter, und meine Hoffnung wuchs.

Wieder leuchtete ich.

Noch immer besaß der Stollen die gleiche Höhe. In der Breite hatte sich auch nichts getan, und die Wände zeigten sich ein wenig verändert. An ihnen rannen Tropfen nach unten, da glänzte die Feuchtigkeit, ein Zeichen, daß ich die trockenen Zonen allmählich verließ.

Ich ging vorsichtig weiter. Wo Abwässer durch die Kanäle unter der Erde herschäumten, konnten sich auch Menschen aufhalten, aber es kam zu keiner Begegnung.

Niemand stoppte mich, und so gelangte ich unangefochten an das Ende dieses Tunnels.

Ein hohes Gitter versperrte den weiteren Weg. Die Eisenstäbe hatten dicken Rost angesetzt. Er rieselte ab, als ich meine Hände um zwei der Stangen schloß.

Ich setzte Kraft ein und versuchte, das Tor anzuheben. Vergebliche Liebesmüh, hier war der Weg zu Ende.

Hinter dem Gitter schäumte Schmutzwasser durch ein Kanalbett.

Das Wasser stank eklig. Mir drehte sich fast der Magen um, aber ich wollte auch wissen, wo die Entführer geblieben waren. Auf dem Weg hierher konnten sie kaum verschwunden sein. Ich hatte weder einen zweiten Stollen noch eine Tür entdeckt.

Wo gab es diesen *Sesam öffne dich*?

Um sicherzugehen, suchte ich die Tunnelwände vor dem Gitter ab. Oft genug gab es kleine mechanische Anlagen, wo nur ein Hebeldruck genügte, um größere Dinge in Bewegung zu setzen.

Und diesen Hebel fand ich. Er stach aus einer schmalen Nische hervor, ich brauchte ihn nur nach unten zu drücken, tat dies auch und sah, wie ein Zittern durch das Gitter lief.

Dann hörte ich ein so lautes Quietschen, daß es selbst das Gurgeln des Wassers übertönte. Gleichzeitig wurde das Gitter in die Höhe gezogen. Wahrscheinlich lief es irgendwo auf Rollen.

Dieses einfache Prinzip gab mir den Weg frei, und ich konnte den eigentlichen Tunnel verlassen.

Ein seltsames Gefühl überfiel mich trotzdem, als ich mich unter dem Gitter herdrückte und dann auf einem schmalen Steg stand, der den Abwasserkanal eingrenzte.

Das Licht meiner kleinen Lampe reichte kaum aus, um etwas erkennen zu können. Ich stellte mir die Frage, in welche Richtung ich mich wenden sollte.

Einmal leuchtete ich nach rechts.

Da entdeckte ich in der Wand die Nische und auch die Treppe aus hartem Lehm, die in die Höhe führte.

Für den Augenblick zuckte ein Lächeln um meine Lippen. Auch eine Treppe endet irgendwo, und ein mir unbekanntes Ziel war besser als überhaupt keines.

Die Stufen waren schmal, auch ziemlich steil. Zudem feucht, so daß ich Mühe hatte, nicht auszurutschen. Ein Geländer war auch nicht vorhanden, aber am Ende der Treppe entdeckte ich einen runden Kanaldeckel, gegen dessen Innenseite ich meine Schultern stemmte.

Der Deckel war verdammt schwer. Ich mußte mich hart einsetzen, um ihn überhaupt in Bewegung zu bekommen. Danach ging es besser, so daß es mir schließlich gelang, ihn hochzustemmen.

Mit einem dumpfen Laut kippte er nach rechts weg und blieb liegen. Frischere Luft strömte mir entgegen, dazu schwacher Lichtschein, der manchmal verschwand, dann zurückkam, und ich hörte einen sehr leisen Stimmenwirrwarr.

Wo ich gelandet war, konnte ich nur mehr raten. Mir kam jedoch die Kasba, die Altstadt von Tanger, in den Sinn. Sie lag nicht weit vom Hafen entfernt. Sollte sich dieser Ausgang tatsächlich mitten in der Altstadt befinden, hatte ich nicht viel gewonnen. Ein Europäer, dazu noch fremd, bei Nacht in der Altstadt von Tanger, das war schon gefährlich.

Was blieb mir anderes übrig?

Vorsichtig drückte ich meinen Kopf in die Höhe, damit ich über den Rand des Gullys schauen konnte.

Noch in der Bewegung vernahm ich die klopfenden, dumpfen Laute, schaute hoch, und meine Augen weiteten sich vor Schreck.

Jemand jagte auf mich zu.

Ein dunkler unheimlicher Reiter.

Das allein war schon schlimm genug. Als noch schlimmer empfand ich das lange Berberschwert mit der schmalen Klinge, das er schlagbereit in der Hand hielt, und im gleichem Augenblick nach unten sausen ließ, um mir den Schädel zu spalten…

***

Es war ein Zustand, wie Suko ihn sich nie wünschte. Er lag zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein. Der Chinese wußte, daß er noch lebte, aber das war alles. Bewegen konnte er sich nicht, man mußte ihn gefesselt haben, und er hing in einer unangenehmen Bauchlage über dem Rücken eines Tieres.

Jeden Tritt spürte er, denn das Schaukeln des Körpers übertrug sich auch auf ihn, und Suko spürte, wie sein Magen revoltierte.

Manchmal rutschte er auch zur Seite. Dabei stieß er gegen einen anderen Körper. Ohne ihn richtig gesehen zu haben, wußte der Inspektor, daß nur Claude Renard neben ihm liegen konnte, denn er war ebenso überwältigt worden wie Suko.

Wohin sie ritten, wo sie sich befanden, das alles war Suko nicht bekannt. Und er konnte an seiner Lage auch nichts ändern, weil er so hilflos war.

Stimmen vernahm er nicht. Die einzigen Geräusche waren das dumpfe Pochen der Pferdehufe.

Selten in seinem Leben hatte sich Suko so apathisch und lethargisch gefühlt. Es war ihm in diesen Augenblicken alles egal. Wo man ihn hinschaffte, interessierte ihn nicht, er hoffte nur, daß die Reiterei bald ihr Ende fand.

Irgendwann vernahm er eine Stimme und wunderte sich darüber, daß er sie verstehen konnte.

»Reitet!« flüsterte die Stimme. »Reitet durch das Tor in das Land ohne Grenzen…«

Von diesem Zeitpunkt an wußte er nichts mehr. Die Schatten der Bewußtlosigkeit waren, wieder über ihm zusammengeschlagen…

***

Für mich ging es um Bruchteile von Sekunden. Der Reiter war gefährlich nahe, ich hörte sogar den fauchenden Laut, als das Schwert nach unten fuhr und wuchtete meinen Körper zurück, so daß ich blitzschnell und im letzten Augenblick in der Öffnung verschwand.

Die Klinge verfehlte mich. Über den Gullydeckel hinweg huschte ein Schatten. Es war das springende Pferd gewesen, das irgendwo hinter mir wieder Kontakt mit dem Boden bekam, denn ich vernahm abermals das dumpfe Schlagen der Hufe.

Mir blieben zwei Möglichkeiten.

Ich konnte sehr schnell den Schacht verlassen und mich dem Reiter stellen, aber auch nur so weit hervorlugen, daß ich gerade noch die Beretta in Anschlag brachte, um den Unheimlichen mit einer Kugel zu stoppen. Daß ich bei meiner heftigen Bewegung nicht die steile Treppe hinuntergerollt war, konnte ich als Glück bezeichnen und drückte meinen Oberkörper nun wieder vorsichtig in die Höhe, wobei ich jetzt genau auf das Trommeln der Hufe achtete.

Diesmal vernahm ich die Geräusche nicht. Sehr behutsam peilte ich über den Rand und sah keine Spur von dem unheimlichen Reiter auf seinem schwarzen Gaul.

Wo konnte er sich verborgen halten? Gab es in der Nähe genügend Verstecke?

Da mich niemand angriff, ließ ich mir entsprechend Zeit und riskierte einen ersten Rundblick. Es war schwer, festzustellen, wo ich mich befand, auf jeden Fall in einem von Mauern oder Wänden umschlossenen Hof, der völlig leer war.

Das Licht, das ich so schwach gesehen hatte, stammte von einer Leuchtreklame jenseits der Mauer. Die einzelnen Buchstaben schauten über die Krone hinweg und leuchteten in unterschiedlichen Farben auf.

Einen anderen Schein sah ich nicht. Die gegenüberliegende Seite lag

im Dunkeln.

Da der Reiter sich noch immer nicht zeigte, stemmte ich mich aus der Gullyöffnung. Niemand hinderte mich daran. Auch als ich neben der runden Öffnung stehenblieb, tat sich nichts.

Schweigen umgab mich.

Mittlerweile hatten sich auch meine Augen besser an die Düsternis gewöhnt. Es gelang mir sogar, einige Details auszumachen, und so stellte ich fest, daß die Wände der Häuser nicht glatt und fugenlos waren, sondern von Fensterhöhlen unterbrochen wurden.

Was lauerte dahinter?

Licht sah ich nicht. Die Dunkelheit nistete in den Räumen. In unterschiedlicher Höhe waren die Öffnungen zu sehen. Für mich ein Beweis, daß die im Haus liegenden Zimmer und Kammern möglicherweise durch Treppen oder Stiegen miteinander verbunden waren.

Orientalische Häuser, das wußte ich, glichen oft Labyrinthen, in denen man sich verlaufen konnte.

Keine Spur von dem Reiter!

Auf dem Hof wollte ich nicht länger bleiben. Hier kam ich mir ebenfalls vor wie in einem Gefängnis. Daß ich mir den Reiter nicht eingebildet hatte, war zu riechen, denn nach wie vor lag der noch von den Pferdehufen aufgewirbelte Staub in der Luft und kitzelte meine Nase.

Jenseits der Bauten klangen die Stimmen auf. Da waren Menschen, dort gab es Leben, während ich hier das Gefühl hatte, von den Schatten des Todes umgeben zu sein.

Ohne angegriffen worden zu sein, erreichte ich die Hintertür, die ich mir ausgesucht hatte. Tür war übertrieben. Vor mir zitterten die Schnüre eines bis auf den Boden reichenden Perlenvorhangs. Es gab einen freien Raum zwischen den einzelnen Schnüren, die unmerklich zitterten und sich an manchen Stellen berührten.

Es war ein seltsames Bild, trotzdem kein Trugschluß. Hinter dem Vorhang malte sich schwach ein Bild ab.

Dort stand der Reiter!

Zuerst bekam ich einen Schreck, schluckte das Gefühl herunter und ließ mir nichts anmerken. Die Nerven gerieten wieder unter meine Kontrolle. Als wäre es völlig normal und alles selbstverständlich, streckte ich den Arm aus, berührte den Vorhang und tat so, als wollte ich ihn zur Seite ziehen.

Dabei berührten sich die Perlen. Sie klingelten gegeneinander, und ihr buntes Muster wurde durch die Bewegung zu einem schattenhaften Farbenspiel in der Dunkelheit.

Dann kam der Reiter.

Ich vernahm weder einen Schrei noch einen Ruf der Anfeuerung.

Der Unheimliche auf seinem Pferd sprengte aus dem Stand los und hatte sich mich als Ziel ausgesucht. Der Vorhang störte ihn ebenfalls nicht. Wuchtig ritt er gegen ihn, so daß die langen Perlenschnüre vor mir in die Höhe geschleudert wurden und mir entgegenflogen.

Sie hätten mich auch erwischt, wäre ich nicht hastig zurückgesprungen. So huschten sie dicht vor meinen Augen vorbei, und bevor sie wieder nach unten in die alte Lage fallen konnten, war der Reiter schon draußen.

Er wuchs hoch vor mir auf. Noch immer konnte ich sein Gesicht nicht sehen. Auf dem Pferderücken schien ein Schatten zu sitzen, so sehr waren beide miteinander verwachsen.

Riesengroß kam mir der Kopf vor. Kein Glühen in den Pferdeaugen, auch keines unter der Kapuze des Reiters, der mit dem rechten Arm ausgeholt hatte und sein Schwert wieder von oben nach unten rasen ließ. Diesmal hielt er es noch schräg, er wollte voll erwischen und mußte, wenn er tatsächlich Augen besaß, direkt in das Mündungsfeuer der Beretta schauen, denn ich hatte geschossen.

Ob und wen ich getroffen hatte, konnte ich nicht sehen, denn ich lag ebenfalls am Boden, rollte mich herum, sprang wieder auf und hörte dabei noch das Echo des Schusses, das zwischen den Mauern wetterte.

Bisher hatte ich es nur mit einem Gegner zu tun. Ich hoffte, daß dieser Schuß nicht noch weitere aufgeschreckt hatte, huschte noch weiter zurück und wußte schließlich die Mauer als Deckung in meinem Rücken.

So blieb ich für einen Moment stehen.

Es hatte nicht den Reiter erwischt, sondern das Pferd. Und, das war für mich sehr wichtig, die Silberkugel hatte tatsächlich Erfolg gezeigt. Auch bei diesem Wesen, das möglicherweise einem uralten fremdländischen Mythos entstammte.

Das Pferd brach zusammen.

Bis zur Mitte des Hofes hatte es das Tier geschafft, dann gaben seine Beine nach. Ohne einen Laut von sich zu geben, wälzte es sich plötzlich am Boden und drehte sich dabei einige Male um die eigene Achse wie ein Kreisel.

Der Reiter war aus dem Sattel geglitten. Auch er huschte von dem allmählich vergehenden Tier weg, wobei durch die Bewegungen seine Kutte wie eine Fahne in die Höhe flatterte und sich auch die Kapuze bewegte.

Alles an ihm war dunkel, bis auf eine gefährliche Kleinigkeit. Aus dem Arm stach die helle Klinge des Schwerts hervor, das er nach wie vor nicht aus der Hand gegeben hatte.

Er kam.

Nicht auf direktem Weg ging er mich an. Er bewegte sich im gleitenden Zickzack, drückte einmal seinen Körper nach rechts,

danach nach links und war durch diese Bewegungen für mich sehr schlecht auszurechnen.

Die Klinge machte jede dieser Bewegungen mit, und sie zeigte öfter auf mich, als mir lieb war.

Ich behielt die Nerven, denn ich wollte sehen, welch ein Gesicht sich unter der Kapuze verbarg.

Leider war das nicht möglich. Der Rand fiel so weit nach unten, daß er mehr als die Hafte seines Gesichts bedeckte.

Ich verfolgte seine Bewegungen mit der Mündung meiner Waffe.

So schnell und geschmeidig er auch war, eine Kugel würde immer rascher sein. Da es nicht nur um mich allein ging, sondern auch um meine Freunde, sah ich keinen Grund für irgendwelche Experimente.

Ich sprang ihm entgegen und drückte ab.

In der Rechtsbewegung jagte die geweihte Silberkugel in seinen Körper. Es war ein harter Schlag, der ihn nicht nur traf, sondern auch stoppte. Die Gestalt vor mir riß ihre Arme in die Höhe, so daß ich das Gefühl hatte, die Klinge sollte in die dunklen Wolken des Himmels gestoßen werden. Für einen Moment blieb der andere so stehen, dann fiel er ineinander, und auch seine Arme hielt er nicht mehr in der Höhe. Sie sackten ebenfalls nach unten, sogar den Aufschlag der Klinge vernahm ich, als sie den Boden berührte.

Gleichzeitig fiel die Gestalt.

Knochen oder Körperteile erkannte ich nicht. Ich hatte das Gefühl, daß vor mir Stoff zusammenfallen würde und einfach liegenblieb.

Trotzdem war ich mißtrauisch, als ich mich meinem Gegner näherte.

Er lag still. Einmal umrundete ich ihn, stieß mit dem Fuß gegen die Kutte und spürte auch einen Widerstand, der sich allerdings bewegen ließ. So als hätte man in die Kutte etwas hineingefüllt.

Das wollte ich nicht wahrhaben und es genau wissen.

Ich packte die Kutte an der Kapuze, hob sie hoch und schüttelte sie aus. Es rieselte wie Goldtaler aus ihr hervor.

Nur war es kein orientalisches Märchengeld, sondern Gebeine.

Sie rollten neben mir zu Boden, sahen grau aus, und ich wußte mittlerweile Bescheid.

Dieser Reiter war ein Skelett gewesen. Zusammen- und am Leben gehalten durch eine schwarzmagische Kraft, aber nun war er durch meine Silberkugel erwischt worden, und diese hatte das Skelett kurzerhand zerstört.

Ich ließ die Kutte fallen. Die Knochen würden mir nicht mehr gefährlich werden.

Über den Hand der Mauer zuckte noch immer das bunte Licht der Leuchtreklame. Es war eine verrückte Welt. Hinter der Mauer die moderne Technik, hier, wo ich stand, der Hinterhof, der mir vorkam wie eine einsame Insel und völlig von der Umwelt isoliert.

Nun ja, ich kannte so etwas. Auch hier stießen zwei Welten zusammen, hinzu kam die Exotik des Orients und dessen Magie.

Und was hinter ihr steckte, mußte ich unter allen Umständen herausfinden.

Der Reiter war erledigt. Wo sich die anderen befanden, wußte ich nicht, sie spielten im Moment auch keine Rolle, für mich zählte allein das Weiterkommen.

Irgendwo mußte es Spuren geben. Diese Hinweise wollte ich finden.

Mochte der Reiter auch vergangen sein, die Waffe war nach wie vor vorhanden, und sie nahm ich an mich.

Sie war ziemlich schmal, für mich gut zu führen, und die Klinge zeigte eine leicht gebogene Form.

Wohin damit?

Ich trug die Beretta bei mir, zudem das Kreuz und hatte auch den Bumerang mitgenommen. So war ich ziemlich schwer bewaffnet, das Schwert wäre ein zusätzliches Hindernis gewesen, denn von seinem Nutzeffekt war ich nicht allzu sehr überzeugt.

Ich nahm es trotzdem mit auf den Weg. Die Knochen ließ ich liegen. Vielleicht vergingen sie zu Staub. Möglicherweise blieben sie auch als makabres Andenken liegen, um von jemanden gefunden zu werden.

Eigentlich konnte ich mir die Türen oder Gänge aussuchen, durch die ich den Hinterhof verließ. Daß ich trotzdem auf den Ausgang zuschritt, durch den der Reiter mich zum zweitenmal angegriffen hatte, war ein Zufall.

Ich schob den Vorhang zur Seite. Nach den Schüssen war es wieder still geworden. Aus diesem Grunde kam mir das Klirren der Perlen doppelt so laut vor.

Hinter der offenen Rundbogentür erstreckte sich ein Gang, der tief in das Gebäude hineinlief. Beim Betreten kam er mir wie ein dunkler Schacht vor, bis ich das Licht an dessen Ende sah.

Ein nur fahler, kaum erkennbarer rötlicher Schein, der mein Ziel war.

Ich machte mich auf den Weg und blieb sehr gespannt. Das Schwert hatte ich nicht aus der Hand gelassen. Mit den Fingern der Rechten umspannte ich den Griff.

Die Wände des Ganges waren kahl. Ich wußte nicht, wie viele Räume es in diesem Haus gab, es besaß nur einen irgendwie anderen Geruch. Der konnte von irgendwelchen Gewürzen stammen, oder auch von Ausdünstungen, die verbrennende Kräuter abgaben.

Türen sah ich nicht.

Dafür blieb der Lichtschein, er wurde besser erkennbar, und er schuf auch eine Insel in die Dunkelheit.

Ich konnte sehen.

Der Gang mündete in einen großen Raum, wie ich ihn in diesem Haus nie vermutet hätte. Unter einem Rundbogen blieb ich stehen und

schaute in den Raum hinein.
Es war von der Größe her ein kleiner Saal. Fast leer zeigte er sich, bis auf eine Kleinigkeit.
Und diese Kleinigkeit war ein Mensch!
Die Überraschung hatte mich so hart getroffen, daß ich zunächst den Atem anhielt. Der Mensch hockte am Boden und zeigte mir den Rücken. Er war ebenfalls dunkel gekleidet und trug einen ebenso langen Umhang wie der Reiter. Der Rücken bildete einen Halbkreis, so gekrümmt hockte der andere auf der kühlen Erde.
Ob er mich bemerkt hatte oder nicht, war mir nicht klar. Jedenfalls reagierte er nicht, auch dann nicht, als ich die ersten Schritte in den Saal hineinging.
Vier Wände besaß der Raum.
Drei davon waren kahl, eine jedoch, sie lag der Gestalt frontal gegenüber, schimmerte in einem gelblich flackernden Rot, und sie sah aus, als bestünde sie aus einer weichen Masse.
Dahinter oder darin mußte sich etwas verborgen halten, was für mich bestimmt wichtig werden konnte.
Natürlich war es mir nicht möglich, mich lautlos zu bewegen, die Gestalt hatte mich gehört.
Sie sprach mich auch an.
»Komm nur näher, Fremder!«
Ihre Stimme klang leise, dazu rauh, und die Person hatte in einem abgehackt klingenden Französisch gesprochen. Dabei hatte ich nicht unterscheiden können, ob ein Mann oder eine Frau zu mir geredet hatte.
Mein rechter Arm mit dem Schwert hing nach unten. Ich schlug einen Bogen, um der Gestalt von vorn begegnen zu können. Dabei schaute ich sie mir genau an.
Nein, den Körperformen nach zu urteilen, die sich unter dem Stoff abmalten, hatte ich es hier nicht mit einem Skelett zu tun, sondern mit einem normalen Menschen.
Einem fremden Menschen, das stand fest, und mir kam es so vor, als hätte er auf mich gewartet.
Bisher hatte ich noch kein Wort gesprochen. Das erledigte der andere, als er sagte: »Setz dich zu mir, Fremder!«
In der Stimme hatte zwar kein befehlender Tonfall gelegen, und ich wollte im ersten Moment auch widersprechen, als mir einfiel, daß es vielleicht besser für die weitere Entwicklung des Falles war, wenn ich der Aufforderung Folge leistete.
So ließ ich mich nieder.
Die Gestalt saß im Kreuzsitz. In der gleichen Haltung setzte auch ich mich. Dabei schaute ich sie an und sah nur die mageren, langen Finger aus den breiten Ärmeln der Kutte schauen. Das Gesicht hatte ich noch

immer nicht sehen können, da es von der Kapuze des dunklen Kaftans vollständig verdeckt war.

Erst als ich ebenfalls saß, hob die Gestalt den Kopf. Die Kapuze rutschte dabei zurück, so daß ich endlich das Gesicht sehen konnte.

Ich schaute in die Züge einer uralten Frau!

***

Im ersten Augenblick erschrak ich, denn selten zuvor in meinem Leben hatte ich ein so altes Gesicht gesehen. Man konnte es mit dem Gesicht einer Hundertjährigen vergleichen, die fast ihr ganzes Leben in der freien Natur verbracht hatte und deren Haut aus diesem Grunde wie Leder wirkte, das Wind und Wetter gegerbt hatten.

So faltig und voller Runzeln, Einkerbungen und auch Streifen. Die Nase war sehr flach, sie stach kaum von der ledrig wirkenden Haut ab. Auch den Mund konnte ich so gut wie nicht erkennen, weil die Lippen im Muster der Falten untergingen.

Allein die Augen blickten klar und deutlich. In ihnen steckte das Wissen eines Jahrhunderts.

Ich bekam Respekt vor dieser alten Frau. Sie wurde zudem von einem Fluidum umgeben, das man mit dem Begriff geheimnisvoll und unfaßbar umschreiben konnte. Obwohl sie mich nicht weiter angesprochen hatte, merkte ich deutlich, daß sie mir sicherlich etwas zu sagen hatte.

Prüfend glitt ihr Blick durch mein Gesicht, und schließlich bewegte sie nickend ihren schmalen Kopf, auf dem nur wenige graue Haarsträhnen wuchsen, von denen sich einige zudem in die faltige Stirn ringelten. »Du hast gute Augen«, sagte sie mir.

»Ich danke dir.«

»Und du bist gekommen, um sie zu suchen!«

»Ja.« Ich nahm bei dieser Antwort an, daß sie genau wußte, wem ich auf der Spur war.

Sie schwieg für eine Weile und schabte ihre Finger gegeneinander.

Dann fragte sie: »Wie heißt du?«

»Ich bin John Sinclair.«

Sie nickte, als ob sie es erwartet hätte. »Und du kommst von weit her? Aus der Fremde?«

»Ja. Ich stamme aus einem Land, das in Europa liegt. Es heißt England, wenn du es kennst.«

»Ich kenne es.« Die alte Frau hatte so überzeugend gesprochen, daß ich ihr die Antwort auch abnahm. »Ich wußte, daß du kommen würdest, denn jemand soll erscheinen, der ihn stoppt.«

»Wen meinst du damit?«

»Den Bai von Tanger!«

Obwohl ich damit gerechnet hatte, war ich überrascht, den Namen

aus ihrem Mund zu erfahren. »Du kennst den Bai?« hakte ich nach. »Wenn ja, wer bist du dann?«

»Ich bin Aische.«

Gehört hatte ich noch nie von ihr, beschloß aber, sie zum Weiterreden zu animieren und sagte: »Ich sehe in dir eine sehr weise Person. Habe ich damit recht?«

»Wenn du die Weisheit des Alters meinst, bestimmt, denn ich habe sehr lange schon gelebt und weiß genau, daß sich das Schicksal erfüllen wird. Vielleicht ist es mir vergönnt, seine Vernichtung zu erleben, ich möchte es hoffen.«

»Wessen Vernichtung?«

»Bais Vernichtung!«

Ich setzte mich etwas bequemer hin und fragte: »Du kennst ihn?«

Da lachte die alte Frau. Es waren krächzende Laute, die aus ihrem Mund drangen. »Ja, ich kenne ihn. Ich kenne ihn sogar sehr gut, wenn du das meinst, denn er war mein Großvater!«

Mit vielem hatte ich gerechnet, nur nicht mit dieser Eröffnung. Ich mußte Aische wohl sehr erstaunt angesehen haben, denn sie begann, leise zu lachen.

»Glaubst du mir nicht?«

»Doch, schon, aber…«

»Ja, ich bin seine Nachkommin, und ich wußte, daß sie ihn zurückholen werden, denn seine Diener haben es damals am Grab geschworen.«

»Sind es die Reiter?«

»Du hast richtig geraten, John. Es sind die Reiter, die damals diesen heiligen Schwur leisteten und ihn mit dem Blut des Bais besiegelten. Bevor er starb, ließ er sein Blut aus dem Körper fließen, und jeder bekam einen Becher. Der Bai wußte, daß er eingehen würde in ein Schattenreich, aber er wußte auch, daß er wiederkehrte, deshalb ging er mit einer gewissen Genugtuung in den Tod, und er ist auch wiedergekommen, denn er huldigt großen und mächtigen Dämonen, die gewaltiger als alles andere sind und vernichten können, wen sie wollen.«

»Kennst du Namen?«

»Ja, ich kenne sie, aber ich werde sie dir nicht nennen. Du würdest daran zerbrechen.«

Diese Antwort gefiel mir überhaupt nicht. Das konnte ich ihr nicht so direkt sagen und versuchte es anders. »Auch ich habe schon mächtigen Dämonen gegenübergestanden. Großen Dschinns, wie dem Scheitan.«

Sie schaute mich für einen Moment starr an. »Dem Scheitan?« wiederholte sie.

»Ja.«

»Und du lügst auch nicht?«

»Nein, ich lüge nicht.«
»Dann bist du genau an der richtigen Stelle, wenn du den Bai vernichten willst. Auch er dient dem Scheitan, wie ich gehört habe. Aber das ist nicht alles. Die Kraft einer anderen Welt hat ihn erweckt, damit er dieser Welt zur Seite steht und ihr hilft in einem großen gewaltigen Kampf. Aus dieser Zeit ist er in eine andere geflüchtet, und er hat seine Reiter mitgenommen…«
»Wo befindet er sich?«
»In dem Land ohne Grenzen.«
Ich schüttelte den Kopf. »Verstanden habe ich es. Nur, was bedeutet dies? Kannst du das nicht erklären?«
»Es ist ein Land, das hinter diesem liegt. Dort leben die Mächtigen, dort werden sie geboren, und dort sterben sie manchmal. Wer durch das Tor schreitet, gelangt an die Brücke der Skelette. Sie verbindet die beiden Länder oder die beiden Zeiten…«
Ein neuer Begriff war aufgetaucht. Ich verengte die Augen.
»Brücke der Skelette?« fragte ich.
»Ja, so nennt man sie.«
»Aus welchem Grund?«
Die alte Frau lächelte. »Wie ich dir sagte, sie verbindet die Zeiten, und sie wird von Skeletten bewacht. Sie hat mit dem Bai zu tun.«
Aische hob die Hand. »Jenseits der Brücke liegt das Geheimnis der Hölle. Uralte Dämonen und Dschinns sind dort zu Hause. Da rüstet man zum Kampf, da werden die Heerscharen geboren.«
»Gegen wen soll dort gerüstet werden?« fragte ich. »Weißt du es? Gegen Menschen?«
»Auch, vielleicht…« Sie hob die Schultern, und ihr Umhang bewegte sich dabei. »Aber es gibt andere Kräfte. Ganz andere …«
»Erzähle mir mehr darüber.«
Aische lachte leise. »Nein, John Sinclair, das mußt du schon allein herausbekommen. Ich weiß nichts, denn ich bin viel zu schwach. Ich sollte nur die Erweckung meines Großvaters miterleben. Das ist eingetroffen. Ich habe ihn und seine Reiter gesehen.«
Ich deutete in die Runde. »In diesem Raum?«
»Hier sind sie hergeritten.«
Einen Grund, an den Worten der Frau zu zweifeln, hatte ich nicht.
Deshalb nickte ich und stellte die nächste Frage: »Ich vermisse zwei Freunde von mir. Einen Chinesen und einen Franzosen. Dabei rechne ich damit, daß meine Freunde von den Reitern und auch von deren Anführern mitgenommen worden sind. Hast du sie auch gesehen?«
»Sie lagen auf den Pferden.«
Die Antwort elektrisierte mich. »Dann… dann sind sie hier durch den Raum geritten?«
»So ist es, John.«

»Und wohin?«

Sie begann plötzlich zu lachen. »Wohin wohl, Fragender. In das Land ohne Grenzen. Zur Brücke der Skelette, zum Baum der Toten, das allein ist ihr Ziel.«

Ich wischte über mein Gesicht und spürte den Schweiß. Die Luft kam mir plötzlich so schwer und bleiern vor. Irgendwie hatte ich das Gefühl, es nicht mehr zu schaffen. Der Bai von Tanger und seine mörderischen Reiter besaßen einen zu großen Vorsprung, zudem befanden sie sich in einer anderen Welt, die von mächtigen Dämonen beherrscht wurde und von der ich nichts wußte.

»Gibt es einen Eingang in diese Welt?«

Aische bewegte den Kopf. »Den Eingang gibt es. Ich habe hier fast immer gelebt. Ein ganzes Leben konnte ich in diesem Haus verbringen, das nicht ohne Grund. Denn ich habe den Eingang gehütet. Es war mein Schicksal als Bais Erbin. Ich mußte hier wohnen und auf ihn warten. So war es vorgeschrieben. Nun ist er zurückgekehrt in das Land ohne Grenzen. Er wird zu denen hinreiten, die auch im Tod eine schützende Hand über ihn gehalten haben, sich bei ihnen melden und sie in ihrem großen Kampf gegen mächtige Feinde unterstützen.«

»Wer sind diese Dschinns?«

»Es ist nicht einfach, dir dies zu erklären. Du müßtest schon im Koran nachlesen. Es gab eine Zeit, die sehr lange zurückliegt und zu der man auch graue Vorzeit sagt. Dort ist alles entstanden, das Gute und auch das Böse. Der Scheitan und die Engel…«

»Sprichst du von Luzifer?« Ich unterbrach sie einfach, weil ich eine Antwort haben wollte.

»Ja, so sagt ihr zu ihm!«

Wieder stieg meine Spannung. Sogar so stark, daß ich Herzrasen bekam. »Und gibt es dort auch eine mächtige Herrscherin des Bösen, die man die Große Mutter nennt?«

Aus ihren weisen Augen blickte sie mich an. »Die Große Mutter?« fragte sie leise nach.

»Ja, aber sie hat auch einen anderen Namen. Manche sagen Lilith zu ihr. Verstehst du? Lilith…«

»Diesen Namen kenne ich, John Sinclair. Ich weiß, daß sie die erste schlechte Frau war. Auch im Koran steht etwas darüber geschrieben. Ja, Lilith…«

»Und hat sich der Bai mit ihr verbündet? Hat er ihr die Dienste angetragen? Ich muß es wissen!«

»Das kann ich dir nicht sagen, John Sinclair. Ich weiß es wirklich nicht. Alles ist zu weit weg. Es liegt sehr in der Ferne. Zeiten gibt es nicht mehr, das weißt du…«

Ja, das wußte ich, aber ich sah plötzlich wieder Zusammenhänge.

Wir waren gekommen, um Laila und Aldo abzufangen. Dies hatte sich als Fehlschlag erwiesen, weil unsere Gegner doch schlauer reagiert hatten, als wir annahmen. Dafür waren wir an den Bai von Tanger geraten, doch es gab, wie ich den Erzählungen der alten Frau entnahm, zwischen den beiden eine Verbindung.

»Du denkst nach?« fragte sie mich.

Ich hatte längst Vertrauen zu dieser Frau gefaßt. »Ja, ich denke nach«, sagte ich leise. »Und ich weiß auch, daß es eine Verbindung zwischen der Großen Mutter und den Personen gibt, die ich gesucht habe.«

»Wer sind diese Personen?« wurde ich gefragt.

»Ein Mann und eine Frau. Sie stehen mit den stärksten Dschinns in Verbindung. Die Frau heißt Leila, der Mann Aldo. Hast du verstanden? Leila und Aldo?«

»Ich kenne sie nicht. Beschreibe sie mir.«

Das tat ich. Und es fiel mir nicht schwer, Leila zu beschreiben, denn sie war eine Person, die auf jeden Mann einen bleibenden Eindruck hinterließ.

So sexy, so außergewöhnlich, so einmalig. Obwohl sie auf der anderen Seite stand, dem Bösen diente und auch der Großen Mutter, für die sie im wahrsten Sinne des Wortes durchs Feuer ging, denn ihre Dienerinnen waren im Höllenfeuer gestärkt worden.

Das jedoch lag zurück. Ich konnte mir jetzt auch denken, weshalb es Aldo und Leila nach Tanger verschlagen hatte. Hier hofften sie, die Spur zur Großen Mutter aufnehmen zu können.

»Vielleicht waren sie hier«, sagte Aische. »Gesehen habe ich sie jedenfalls nicht.«

Ich nickte. »Es ist ihre Art, im verborgenen zu agieren«, erklärte ich. »So waren sie immer, so werden sie auch bleiben. Und du bist sicher, daß sie nicht in das Land ohne Grenzen geflüchtet sind und die Brücke der Skelette benutzt zu haben?«

»Ja, da bin ich sicher. Vielleicht werden sie noch kommen. Möglicherweise haben sie nichts davon gewußt, daß der Bai erweckt worden ist. Ich kann dir dies nicht sagen.«

»Trotzdem danke ich dir, daß du mich so aufgeklärt hast«, sagte ich zu der Frau. »Nur möchte ich gern meine Freunde wiederfinden, wie du dir denken kannst.«

»Ich würde das gleiche tun.«

»Danke, daß du mich verstehst. Wirst du mir dann auch helfen, Aische? Ich bitte dich darum.«

»Was kann ich für dich tun?« fragte sie nach einem Moment des Nachdenkens.

»Zeige mir den Weg zur Brücke der Skelette!«

Aische erschrak nicht, nur legte sich der Schatten der Trauer über das

alte Gesicht. »Das kann ich zwar, aber ich möchte dich nicht in den Tod schicken.«

Ich lächelte. »Weshalb sollte ich sterben?«

»Die Brücke wird bewacht, nicht jeder darf sie betreten. Sie ist nur bestimmten Personen vorbehalten.«

»Ich gehöre dazu.«

»Nein, du dienst nicht dem Bösen. Du wirst untergehen in einem Reich, wo der Tod regiert und man die Menschlichkeit nicht kennt.«

In meiner Kreuzsitzhaltung beugte ich mich vor. »Hast du vergessen, daß sich auch meine Freunde in dieser Welt befinden?« fragte ich nach. »Ich muß sie herausholen.«

Ihr Lächeln wirkte verloren. »Wie willst du die befreien, wenn du selbst getötet wirst? Nein, John Sinclair, du würdest verlieren. Zudem wird sich der Eingang bald schließen. Er ist nur für die Dauer einer Stunde offen, und dann muß der Halbmond am Himmel stehen. Wenn du irdische Maßstäbe nimmst, müßtest du weitere Stunden in dieser fremden Welt verbringen. Das überlebt keiner.«

Ich stand, mit einem Ruck auf. Das Blut schoß mir in den Kopf.

Ich spürte den Schwindel, der aber sehr bald vorüberging. Zur rechten Seite drehte ich mich und streckte dabei meinen Arm aus. Die Finger wiesen auf die rötlich schimmernde Wand.

»Befindet sich dort der Eingang?«

»Ja.«

»Danke.« Es war das letzte Wort, das ich sprach, denn ich drehte der alten Frau den Rücken zu, hörte ihr Stöhnen und ihre verzweifelten Rufe, die mich zurückhalten wollten.

»Die Brücke verbindet zwei Welten«, sagte sie noch. »Es gibt sie im Gebirge, in einem verlassenen Tal, und sie führte… sie führt …«

Mehr hörte ich nicht, denn ich war auf die Wand zugegangen und schritt in sie hinein, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden…

***

Schaukeln, reiten, der Druck im Kopf, plötzliche Schmerzen, all das empfand Suko, als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war und feststellen mußte, daß er noch immer auf dem Pferderücken lag.

Er wußte nicht, wohin man ihn und den Franzosen schleppte, aber er hatte festgestellt, daß die Schaukelei noch schlimmer geworden war, und als er die Augen öffnete, sah er in eine graue, von Nebeln durchwallte Düsternis.

Auch spürte er die Kälte, die sich klamm auf seine Haut gelegt hatte. Sie war vermischt mit einer Feuchtigkeit, die allein der ihn umgebende Nebel abgab.

Der Untergrund war nicht mehr fest und hart. Er gab leicht nach, so daß sich das Schaukeln verdoppelt hatte.

Der so harte und durchtrainierte Chinese kam sich wie durch die Mangel gedreht vor. Er fühlte sich matt, ausgelaugt, am gesamten Körper geschunden, innerlich leer.

Er wußte, daß die anderen einen Sieg errungen hatten, nur hatte er keine Ahnung, wohin man ihn brachte, die einzigen Geräusche waren das dumpfe Klappern der Hufe.

Manchmal drang aus der Tiefe ein böig steifer und auch kalter Wind, der wie mit Eisfingern über Sukos Körper strich und ihn noch stärker frösteln ließ.

Weit hatte er die Augen geöffnet. Schattenhaft sah er etwas Langes, für ihn Endloses vorbeihuschen. Wobei er nicht wußte, um was es sich dabei handelte, doch er konnte sich vorstellen, es mit einem Geländer oder ähnlichem zu tun zu haben, und das Schaukeln unter ihm deutete auf eine Brücke hin, über die sie schritten.

Eine Brücke?

Suko wollte seine Gedanken ordnen und versuchen, Klarheit zu schaffen, das jedoch war ihm nicht möglich. Er befand sich in einem Zustand, wo er überhaupt nichts mehr verstand.

Und Claude Renard schien es ebenso zu ergehen, denn Suko vernahm seine krächzende Stimme. »O verdammt, Partner, kannst du mir sagen, wo wir hier gelandet sind?«

»Nein.«

Der Franzose lachte krächzend. »Vielleicht in der Hölle?« fragte er mit leiser Stimme.

»Möglich.«

»Aber die habe ich mir immer anders vorgestellt«, erklärte er.

»Viel heißer. Ich friere hier.«

»Warte es ab.«

Suko wunderte sich darüber, wie klar er sprechen und denken konnte. Aber bewegen konnte er sich nicht. Unter der Haut mußten die Knochen eine Veränderung erfahren haben, anders konnte er sich das seltsame Gummigefühl nicht erklären.

Wenn man ihn jetzt vom Pferd warf und irgendwo hinstellte, würde er mit Sicherheit zusammenbrechen.

Noch ließ man ihn liegen.

Und er vernahm auch weiterhin das dumpfe Trappeln der Hufe auf den unter den Füßen der Pferde herführenden Bohlen. Sukos Überzeugung, daß sie eine Brücke überquerten, verstärkte sich.

Wie lang dieser Weg noch dauerte, wußte er nicht zu sagen. Jedenfalls hörte das Geräusch plötzlich auf, und der Chinese spürte sofort die Veränderung.

Es wurde kälter.

Dabei war es keine so äußerliche Kälte, die kam zwar auch noch hinzu, aber die innere war wesentlich schlimmer. Der Inspektor

gehörte zu den sensiblen Menschen, und plötzlich hatte er das Gefühl, von einer Welt in eine andere gekommen zu sein.

In die Welt der Verdammnis, der Gefühlskälte und des Grauens.

Direkt hineingetappt, ohne daß er irgend etwas dagegen unternehmen konnte. Die anderen hielten ihn fest.

Das Schlagen der Hufe war jetzt kaum zu hören. Ein anderer Untergrund dämpfte die Tritte, und Suko stellte auch fest, daß der Weg in die Höhe führte, als wollte man mit ihm in die Berge reiten.

Die Pferde gingen langsamer, die Schaukelei war auch nicht mehr so extrem, und Suko, der immer mehr in eine Schräglage geriet, rutschte fast vom Pferderücken.

Vergeblich versuchte er zu erkennen, wo er sich befand. So weit er auch die Augen geöffnet hatte, es war ihm unmöglich, die Umgebung genau zu identifizieren.

Alles um ihn herum verschwamm in einem so seltsamen Grau. Es war dunkel wie Schiefer, hinzu kam die Kälte und eine gewisse Leere, die sich mit der des Alls vergleichen ließ.

So etwas hatte auch Suko noch nicht erlebt. Sein Begleiter bekam ebenfalls Schwierigkeiten. Er fluchte und sprach davon, daß er es den anderen zurückzahlen würde.

Der Chinese schwieg und ließ alles auf sich zukommen. Als Vorteil empfand er, daß man ihm die Waffen gelassen hatte. Bei genauerem Nachdenken allerdings, kam ihm dies wie der reine Zynismus vor, denn der Chinese war nicht in der Lage, sich zu bewegen, deshalb konnte er die Beretta, den Stab oder die Dämonenpeitsche vergessen.

Er hatte den Nebel eingeatmet und mußte nun seine Folgen hinnehmen. Wieder ritten sie weiter. Die Welt um Suko herum verschwamm in dem schiefergrauen Farbton, und er fragte sich, wohin ihn die anderen noch führen würden.

Irgendwann einmal, die Zeit war dabei zweitrangig geworden, stoppte die Kavalkade. Einige Tiere scharrten noch mit den Hufen, danach war es still geworden.

Suko schaffte es nicht einmal, den Kopf zu heben. Seinem Partner erging es nicht anders. Nur nahm der Franzose die Tatsache nicht mit einer stoischen Geduld zur Kenntnis, er fluchte dabei.

»Was wird uns jetzt passieren?«

»Abwarten«, erwiderte Suko.

Er hatte Schritte gehört. Sie glitten heran, und plötzlich spürte er knöcherne Hände an seinem Körper. Die Finger griffen hart zu und zogen ihn mit einem heftigen Ruck vom Rücken des Pferdes.

Für einen Moment hatte der Inspektor das Gefühl, in einen endlosen Abgrund zu fallen, dann griffen die Hände nach und hielten ihn fest. Es waren zwei dieser unheimlichen Reiter, die den Chinesen wegtrugen, wobei zwei andere den Franzosen gefaßt hielten und ihn

gleichfalls wegschleiften.
Wohin, das war Suko im Moment egal.
Er fühlte sich wie eine Puppe, völlig saft- und kraftlos.
Sie schleppten ihn weiter. Die Knochenfüße klapperten auf dem harten Gestein, und man trug die beiden Männer noch weiter in die Höhe, bis sie ein kleines Plateau auf dem grauen Fels erreichten.
Dort wurden Suko und Claude niedergelegt.
Sie fielen auf den Rücken. Wie zwei Leichen blieben sie liegen, ohne auch nur den kleinsten Finger rühren zu können.
Die Reiter hatten um sie herum einen Kreis gebildet. Suko sah die unheimlichen, dunklen Gestalten mit den langen Kaftanen und den bis weit in das Gesicht hineingezogenen Kapuzen, so daß von dem eigentlichen Aussehen der Reiter kaum etwas zu erkennen war. Nur aus den weiten Ärmeln schauten die bleichen Knochenhände wie die Krallen gefährlicher Totenvögel hervor.
Auch Claude hielt den Mund. Er mußte das gleiche gesehen haben wie Suko, und wahrscheinlich hatte es ihm die Sprache verschlagen.
So blieben die beiden liegen.
Keine der Gestalten rührte sich. Sie standen da wie festgewachsen, und traten erst zur Seite, als Schritte aufklangen.
Jemand kam auf den Kreis zu.
Suko verdrehte die Augen und hörte die Bemerkung des Franzosen. »Das ist doch dieser Obermufti.«
Er hatte damit den Bai gemeint und genau ins Schwarze getroffen, denn ihm wurde tatsächlich Platz geschaffen.
Prächtig sah er aus. Seine bunte Kleidung glänzte auch in der Dunkelheit seidig. Nur eines gefiel weder Suko noch Claude.
Es war das Gesicht!
Widerlich anzusehen. Eine verweste Fratze mit Fetzen von Haut, die lappig nach unten hingen.
Ein Bild des Grauens.
Der Bai blieb so stehen, daß ihn Suko als auch der Franzose anschauen konnten, wenn sie die Augen verdrehten. Er reckte einen Arm vor. Der ausgestreckte Finger pendelte zwischen den beiden gefangenen Männern hin und her.
Es war nur mehr eine normale Bewegung, Suko aber kam sie vor, als hätte der andere soeben das Todesurteil über sie gesprochen, und beide Männer erhielten sehr bald darauf die akustische Bestätigung.
Zum erstenmal hörten sie den Toten sprechen.
Er redete mit einer dumpfen, etwas kratzigen Stimme, aber er sprach die Worte so, daß beide Männer sie verstehen konnten. »Wer als Lebender in das Land ohne Grenzen gelangt und die Brücke zwischen den Welten betritt, wird die Strafe der ewigen Verdammnis zu erleiden haben. Dies hier ist die Welt der Finsternis, des Sterbens, des

Grauens und der Qual. Es geschehen gewaltige Dinge. Die Welt befindet sich in einem Aufbruch zu neuen schwarzmagischen Ufern. Weichen für die Zukunft werden gestellt, denn mächtige Feinde lauern auf die aus grauer Vorzeit stammenden Herrscher dieser Dimension. Diese Feinde zu besiegen, ist unsere große Aufgabe. Und wer als Mensch zwischen die Mühlsteine gerät, wird zermalmt wie ein kleines Sandkorn. Ihr seid dazwischen geraten und werdet das Leiden erleben. Es wird euch das widerfahren, was in vielen Büchern niedergeschrieben steht, die ihr als Koran oder Bibel bezeichnet. Das Reich der Großen Mutter hat euch geschluckt, und Ihr habt keine Möglichkeit, es zu verlassen…«

Jetzt endlich wußte Suko, woran er war. Jenseits der Brücke lag die ewige Finsternis, die Hölle, die Welt Luzifers. Und die Brücke war, wie er sich vorstellen konnte, nur einer der Zugänge in dieses Reich, das die ewige Leere und Verdammnis beinhaltete.

So sah Suko die Lage, und ihm wurde in diesen Augenblicken wahrlich nicht wohler.

»Große Mutter? Wer ist das?« fragte der Franzose.

»Sei ruhig.«

Der Bai hatte die Frage ebenfalls vernommen und ließ ein abgrundtiefes Lachen hören. »Du weißt nicht, wer die Große Mutter ist, Mensch?« Wieder lachte er. »Das ist nicht schlimm, noch nicht, aber du wirst sie kennenlernen, das kann ich dir versprechen. Die Große Mutter wird auch für dich das Ende deines Lebens bedeuten. Das endgültige Aus, hast du verstanden?«

»Ja.«

»Schafft sie zu den Bäumen des Todes!« befahl der Bai. »Ich will sie nicht mehr sehen.«

Die Skelette hatten nur auf diesen Befehl gewartet. Wehren konnten sich die Menschen nicht, und so sahen Suko und Claude, daß sich die Fratzen der anderen über sie beugten. Sie spürten die Knochenhände, wie sie Zugriffen und sie in die Höhe zerrten.

Suko hätte sich sehr gern gewehrt, es war ihm einfach nicht möglich. Noch immer fühlte er sich wie betäubt.

Und während er weggetragen wurde, dachte er an die Worte des unheimlichen Bais.

Dieser lebende Tote stand voll und ganz auf der Seite der Großen Mutter, das hieß im Klartext, daß er Lilith, der ersten Hure überhaupt, diente. Jetzt wurde Suko auch klar, aus welchem Grund Aldo und Leila den Weg nach Marokko gewählt hatten. Sie wollten hier mit Lilith zusammentreffen, denn sie mußten genau gewußt haben, daß in diesem Land für sie eine Chance bestand, die erste aller Huren zu sehen.

Anscheinend schien der Zeitplan ein wenig durcheinander geraten zu

sein, denn normalerweise und nach Sukos Vorstellungen hätte er auch Aldo und Leila zwischen den Gestalten sehen müssen.

Vier Skelette schleppten ihn fort. Und vier weitere kümmerten sich um den Franzosen.

Die acht Knöchernen schritten mit ihrer Last nebeneinander her.

Suko hörte den Franzosen schimpfen. Er versprach den unheimlichen Erscheinungen die Hölle, wenn es ihm erst einmal gelungen war, sich zu befreien. Suko ließ ihn schimpfen. Vielleicht tat ihm das sogar gut, wenn er sich den Ärger von der Seele redete.

Von einem Baum der Toten hatte der Bai gesprochen. Auch darüber dachte Suko nach. Er wußte, daß es in Asien Menschen und Völkergruppen gab, die ihre Verstorbenen in Bäume legten, damit die aus der Luft herabstoßenden Aasfresser kamen, um satt zu werden. Ein für Europäer unbegreifliches Ritual.

Wie weit es war, wie lange der Weg noch dauern würde, all das wußte der Inspektor nicht. Aber er sah einen langen Schatten, obwohl keine Sonne schien, und dieser Schatten berührte seinen Körper.

Er gehörte dem Totenbaum.

Schon stoppten die Skelette ihren Weg. Suko wurde in die Höhe gehoben. Er bekam das Gefühl, fliegen zu können und glaubte gleichzeitig, in die Tiefe zu stürzen.

Ja, er fiel – bis zum Widerstand.

Suko merkte den Schlag unter seinem Rücken, spürte auch das nachgiebige Federn und lag still.

Claude Renard erging es nicht anders. Er lag zwar neben Suko, aber nicht mit ihm auf gleicher Höhe, sondern ein wenig tiefer, so daß der Inspektor auf ihn herabschauen konnte.

Ihre Blicke trafen sich. Das Gesicht des Franzosen war verzerrt.

»Hätte ich gewußt, daß ich hier mein Leben verliere, hätte ich meinem alten Freund Conolly den Gefallen nicht getan.«

»Noch bist du nicht tot.«

Claude lachte. »Aber so gut wie. Und das ist oft genug noch schlimmer. Glaub mir.«

Die Skelette hatten sich zurückgezogen. Auch Suko wollte nicht mehr reden, sondern sich umschauen. Er mußte erfahren, was es mit den Totenbäumen auf sich hatte und wo er sterben sollte.

Seine Glieder wirkten weiterhin wie mit schwerem Blei gefüllt.

Nicht einmal den kleinen Finger konnte er heben, geschweige denn einen Arm bewegen oder ein Bein.

Aber er konnte schauen.

Und deshalb sah er in die Tiefe, vorbei an dem unter ihm liegenden Claude.

Sein Blick glitt hinein in die Unendlichkeit. War es die endgültige Leere, von der so oft geschrieben und auch immer gewarnt wurde?

Der Inspektor nahm es fast an. Ein Schauder durchlief ihn, als sich sein Blick in der Schwärze verlor. Und aus dieser Tiefe stieg etwas hervor, das er nur mehr als Kälte und unendliche Leere bezeichnen konnte. Diese beiden Dinge, die für einen Menschen so schlimm waren, das mußte wohl die Hölle sein.

Das Reich Luzifers!

Die Skelette hatten ihn auf den Totenbaum geschafft. Wie Suko feststellen konnte, lag er mit dem Rücken auf einer breiten Astgabel, die so stark war, daß sie auch sein Gewicht halten konnte. Wie lange er über dieser endlosen Leere schweben mußte, wußte er nicht zu sagen, er hoffte, daß sie ihn nicht allzu lange quälen würden, denn eine Chance für sich oder Claude sah er nicht.

Wen die andere Welt einmal hatte, den ließ sie nicht mehr los.

Und doch gab es Licht in der Finsternis.

Irgendwo unter ihm, vielleicht am Ende der Leere leuchtete es für einen Moment auf, wurde wieder dunkel, und im nächsten Augenblick kam der rötlich gelbe Schein zurück.

Er bestrahlte ein Ziel.

Es war die Brücke.

Und Suko konnte sehen. Er erkannte die Skelette, die von der Höhe kamen und sich der Brücke näherten.

»Verdammt, was hat das denn zu bedeuten?« fragte Claude.

Suko gab keine Antwort. Er schaute weiter nach und stellte fest, daß die Skelette die Brücke betreten hatten.

Wollten sie wieder zurück in die andere Welt?

Allein diese Tatsache war für Suko, der im Baum der Toten lag, eine Qual, und trotzdem schloß er nicht die Augen, denn die Knöchernen hatten die Brücke nicht ohne Grund betreten.

Der Grund war ein Mann.

Suko, der sehr hoch lag, sah die Gestalt winzig klein. Dennoch erkannte er sie, wie sie aus dem Nebel trat, als wäre sie ein spukhaftes Wesen und nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Diese Gestalt war sein Freund John Sinclair!

***

Sie waren aus London weggekommen und außerhalb der Drei-Meilen-Zone noch in zwei Särge umgestiegen. Das alles war wunderbar gelaufen, es hatte keine Schwierigkeiten gegeben, und dennoch hatten sie es nicht geschafft, denn Orientalen sind keine Europäer.

Sie nehmen es mit der Zeit nicht so genau, deshalb war auch der von Leila und Aldo angestrebte Plan aus den Fugen geraten.

Als sie in Tanger eintrafen, war alles vorbei. Sie hatten sich den Friedhof angesehen, auch in die Leichenhalle geschaut und wußten

Bescheid.

Der Bai, der ihnen den Weg zur Großen Mutter hätte zeigen können, war schon vor ihrer Ankunft erwacht.

Und sie konnten nichts mehr dagegen tun.

So blieb ihnen nur der Rückzug.

In einem kleinen Café nahe der Altstadt, hockten sie sich an einen winzigen Tisch und berieten. Eingepackt waren sie in ein Stimmenwirrwarr, und manch unverhohlener Männerblick glitt über die geschmeidige Gestalt des Halbbluts Leila.

Sie war eine Schönheit. Äußerlich mit allen Gaben der Natur gesegnet, im Innern jedoch ein Wrack. Ohne Herz, Gefühl und Sinn für andere Menschen. Für sie allein zählte der Erfolg und das Böse schlechthin. Um dies zu erreichen, ging sie über Leichen.

Auf dem Schiff hatten sie die Kleidung gewechselt. Beide waren dunkel angezogen.

Leila trug einen eng anliegenden Hosenanzug, dessen Stoff auch in der Kühle der Nacht wärmte. Sie hatte die vier ersten Knöpfe des Oberteils geöffnet, so daß die Ansätze ihrer Brüste zu sehen waren.

Leila besaß die Figur einer Göttin. Sie war ein Rasseweib, und sie wußte dies auch.

Mit dem Blick ihrer dunklen Augen schaffte sie es, den Männern die Köpfe zu verdrehen, und wenn sie ihre Unterlippe vorschob, hatte ihr Gegenüber das Gefühl, in die Verlockungen eines sündigen Paradieses einzugehen. Die Haare trug das schöne Halbblut zu dünnen Strähnen gedreht. Sie rahmten den Kopf ein, waren mit Perlen verziert, die in allen Farben glänzten, wenn sie vom Licht getroffen wurden.

Der Kaffee wurde gebracht. Er schwamm in kleinen Tassen, war heiß und gleichzeitig süß.

Die beiden tranken und schauten sich über den Rand der Tassen hinweg in die Augen.

Sehr langsam ließ Leila die Hände mit der kleinen Tasse sinken und setzte sie vorsichtig ab. »Haben wir verloren?« fragte sie mit leiser Stimme und nur für ihr Gegenüber zu verstehen.

»Wobei?«

»Du weißt schon.«

Der dunkelhaarige Aldo schlürfte den Kaffee und verzog das Gesicht. »Unsinn, wir haben nicht verloren, wir sind in Marokko. Die anderen haben die Spur verloren. Hier finden sie uns nicht. Und wenn, wird es ihnen schlecht ergehen.«

»Ich teile deinen Optimismus nicht!« zischte die Frau.

»Und weshalb nicht?«

»Der Bai ist verschwunden. Hier hat vor kaum faßbarer Zeit die Menschheitsgeschichte begonnen. Hier ist sie geschrieben worden. Wir wollen in das Mysterium hineindringen, und du tust so, als wäre das

alles so einfach und für uns ein Kinderspiel.«
Jetzt ließ auch Aldo die Tasse sinken. »Und was soll ich deiner Ansicht nach tun?«
»Die Spur aufnehmen.«
»Die des Bais?«
»Natürlich. Dumme Frage.«
»Dann zeig mir den Weg.« Der Mann grinste das Halbblut an.
»Der Bai ist verschwunden. Das Tor wird bald verschlossen sein. Wir müssen noch einen Tag und eine Nacht warten.«
»Das will ich nicht.«
»Weshalb nicht? Läuft uns der Bai vielleicht weg?«
»Das glaube ich kaum, mein Lieber. Aber in der Zwischenzeit kann sich viel ereignen.«
»Und was?«
»Weiß ich auch nicht. Jedenfalls werden wir uns in dieser Nacht noch auf die Suche machen. Du kennst die Altstadt nicht, aber ich kenne sie. Vielleicht finden wir jemand, der uns führt.«
»Das ist möglich.«
»Dann frag den Kellner hier. Die kennen doch meistens Land und Leute. Außerdem will ich hier raus. Die Blicke der geilen Kerle brennen auf meinem Rücken.«
Aldo lachte spöttisch. »Bist du das nicht aus dem Sauna-Club gewöhnt, meine Liebe?«
»Das ist vorbei.«
»Ach so.« Er lachte leise und drehte sich auf seinem Stuhl sitzend herum. Leila hatte nicht übertrieben. Fast alle männlichen Gäste starrten nur zu ihr herüber. Und diejenigen, die das Café verließen, strichen besonders nahe an ihr vorbei.
Der Kellner sah das Handzeichen und kam an. Er schaute Leila schräg über die Schulter und versuchte dabei, einen Blick in den Ausschnitt zu erhaschen.
Aldo wedelte mit einer größeren Banknote. Plötzlich interessierte sich der Mann nicht mehr für Leilas Busen, sein Blick klebte auf dem Geldschein fest.
»Ich möchte etwas von dir wissen, Junge.«
»Was?«
Aldo grinste. »Kannst du mir jemand herbeischaffen, der sich in der Geschichte des Landes auskennt, dem auch jeder Winkel hier in der Altstadt bekannt ist?«
Der Kellner verzog das Gesicht, bewegte die Lippen und zeigte zweimal seine Zungenspitze. »Das ist sehr schwer, Monsieur. Besonders um diese Zeit Sie verstehen.«
»Ich brauche kein Wechselgeld zurück.«
»Nun ja, Monsieur, ich werde sehen, was ich für Sie und Madame tun

kann. Haben Sie noch etwas Zeit?«
»Sicher.«
»Dann warten Sie, bitte.«
Das taten die beiden, Leila wesentlich unruhiger als Aldo. Sie bewegte nervös die Hände und sprach mehr zu sich selbst, während Aldo eine Zigarette rauchte und dabei beobachtete, wie der Kellner telefonierte.
»Willst du noch einen Kaffee?«
»Nein.«
»War auch nur eine Frage.«
Leila beugte sich vor. »Wenn wir hier verlieren, sieht es böse aus, das weißt du.«
»Wir werden aber nicht verlieren.« Aldo sagte es bestimmt und schaute zu dem alten Ventilator an der Decke hoch, der sich müde drehte. Aldo kam sich bald vor wie in einem alten Hollywood-Film.
So wie sie mußten sich die Schauspieler in dem Streifen »Casablanca« gefühlt haben. Auch dort hatten sie in einem Lokal gesessen und gewartet.
Nur warteten Leila und Aldo nicht auf ein Flugzeug, sondern auf eine bestimmte Nachricht.
Und die brachte der Kellner. »Es wird klappen«, erklärte er flüsternd. »Nur wird auch mein Bekannter nichts umsonst tun. Sie verstehen…«
»Er soll es nicht bereuen.« Mit diesen Worten steckte Aldo dem Mann den Schein zu.
»Ich danke Ihnen.«
Auf Dollars waren die Marokkaner immer scharf, das wußte auch Aldo, und er hatte sich ausreichend damit versorgt.
Im Orient beeilt man sich nicht besonders. Abermals machten die beiden Wartenden die Erfahrung, denn wiederum dauerte es fast eine halbe Stunde, bis der Mann kam.
Er war ein Typ, vor dem man Angst bekommen konnte. Vollbärtig, ziemlich schmutzig und mit einem verschlagenen Ausdruck in den kleinen Augen. Auf dem Kopf trug er eine flache halbrunde Mütze. Man ließ ihn nicht in das Café, aber der Kellner deutete auf den an der Tür Stehenden, so daß Leila und Aldo Bescheid wußten.
Wieder wurden sie von den Blicken fast aufgespießt, als sie durch das Lokal schritten. Leila, die sonst wußte, wie man Männer durch gekonnte Hüftschwünge anmachte, schritt diesmal stockig und verkrampft.
Der Schmierige wartete an der Tür und wurde von Aldo nach draußen geschoben, wo er ihn gegen die Wand drückte.
»Wer bist du?« fragte der Mann aus London.
»Hassim.«
»Bon. Und du kennst dich aus?«

»Ja.«
»Überall hier?«
Hassim nickte. »Ich habe mich oft genug verstecken müssen, deshalb kenne ich in der Kasba jede Mauer und jede Gasse.«
»Wir suchen etwas Bestimmtes, Hassim. Wenn du es gefunden hast, werde ich dir einen Dollarschein geben. Einverstanden?«
»Nein!«
Aldo ballte die Hand, doch Leila legte ihre Finger auf seinen Arm.
»Reiß dich zusammen, Mensch.«
»Ich will die Hälfte haben!« forderte der Schmierige.
»Na schön.« Aldo holte die Dollarnote aus der Tasche und riß sie entzwei. Mit seinen schmutzigen Fingern griff Hassim danach und ließ den Schein verschwinden. »Wo wollt ihr hin!«
Aldo senkte seine Stimme, als er zu einer Erklärung ansetzte. Er sprach von dem Bai und sah Angst in den Augen des Mannes. Anscheinend wußte Hassim, wie gefährlich diese Person war, und er zuckte ein paarmal zusammen, als Aldo ihm den Plan erklärte.
Sie standen neben dem Café-Eingang. Es war eine schmutzige Straße ohne Asphalt. Das Publikum, das sich um diese Zeit noch herumtrieb, gehörte auch licht zur ersten Klasse. Wer nicht gerade langsam vorbeischlenderte, stand in irgendeiner Hausnische oder an einer Ecke und schaute zu ihnen aus dem schützenden Dunkel.
Ein Wagen rollte in die Gasse. Es war ein amerikanischer Schlitten. Chromglänzend und mit einer sehr langen Schnauze.
Er fuhr nur im Schrittempo, und die Personen, die sich in seiner Nähe aufhielten, verschwanden sehr schnell, denn sie wußten Bescheid. Nur Aldo und Leila nicht.
Dem Mann aus London war es gelungen, Hassim zu überzeugen.
Im Licht der bleichen Leuchtstoffröhren über der Lokaltür sah dessen Gesicht noch fahler aus, als er nickte. »Gut, dann werden wir gehen.« Er löste sich von der schmutzigen Hauswand und blieb sofort wieder stehen, da er etwas gesehen hatte.
»Was ist?«
Hassim wurde noch bleicher. »Da kommt der Wagen von El-Sudat«, erklärte er zitternd.
Aldo drehte den Kopf. Die lange Schnauze des Amiwagens kam ihm vor wie ein glänzendes Maul. »Na und?«
»Wenn El-Sudat unterwegs ist, sucht er etwas«, flüsterte Hassim.
»Und was?«
»Frauen.«
Aldo schluckte. Das gefiel ihm überhaupt nicht. Im Prinzip gehörte er zum gleichen Schlag wie dieser El-Sudat, aber jetzt konnte er ihn auf keinen Fall gebrauchen. Und Leila war eine Frau, die der Kerl bestimmt nicht übersah.

»Dann komm«, sagte er und meinte auch das Halbblut damit.
Es war bereits zu spät. Der Wagen hielt fast neben ihnen, und die beiden Vordertüren schwangen auf.
Weg konnten sie nicht mehr. Aldo mußte sich den Problemen stellen, was er auch tat.
Leila stand auf seiner Seite. »Können wir die Typen fertigmachen?« fragte sie.
»Mal sehen.«
Dem Mann aus London gefiel die Sache überhaupt nicht, denn hinter dem Wagen hatten sich die Gaffer aufgebaut und bildeten dort eine Mauer. Sie nahmen die Breite der Straße ein und würden sich bestimmt voller Vergnügen auf die Seite der einheimischen Gangster stellen. Wenn Aldo noch gewinnen wollte, mußte er schneller als die beiden Typen aus dem Wagen sein.
Sie sahen nicht wie Orientalen aus. Eher wie südfranzösische Killer, die sich in Diensten des Marokkaners befanden, und sie gaben sich auch so überheblich.
Südfranzösische Killer gehörten zu den härtesten Gangstertypen, die der europäische Markt in dieser Richtung zu bieten hat. Das wußte Leila ebenso wie Aldo.
Nun war das Halbblut keine ängstliche Frau. Sie hatte genug hinter sich und ließ sich nicht so leicht aus dem Spiel bluffen. Noch waren die beiden nicht sehr nahe, deshalb sprach Leila ihren Freund in englisch an.
»Ich nehme den rechten, du den anderen.«
»Okay! Machen wir es hart?«
»Sicher.«
In diesem Augenblick hatten die beiden beschlossen, daß die anderen nicht überleben sollten.
Aus dem nach unten gleitenden hinteren Fondfenster des Wagens schob sich ein lüstern schimmerndes Gesicht mit dicken Tränensäcken unter den Augen.
»Holt das Weib her!« befahl der Mann.
Die Killer, ganz in Weiß gekleidet, grinsten.
Und dann ging alles blitzschnell.
Der rechte wunderte sich noch, daß die Frau freiwillig auf ihn zutrat. Er streckte auch die Hand aus und über die Hand und seinen Arm hinweg glitt die lange Messerklinge, die auf Knopfdruck aus dem Ärmel der Frau gefahren war.
Sie senkte sich dicht über der Gürtelschnalle des Killers in dessen Leib. Noch keiner hatte etwas bemerkt, vielleicht hielten es die Zuschauer für ein Stolpern, als der Mann zurückging und sich auf die breite Kühlerschnauze setzte, wobei er langsam nach hinten kippte.
Erst sein Ächzen ließ den anderen aufmerksam werden. Er drehte für

einen Moment den Kopf und nahm das Mündungsfeuer deshalb nur aus den Augenwinkeln wahr.

Als mit einem Augenblick der Verzögerung der Knall sein Ohr erreichte, brach er bereits im Staub der Straße zusammen. Mit dem Hinterkopf war er noch gegen die breite Rammstoßstange gestoßen, das allerdings hatte er nicht mehr gespürt.

Der Weg für Aldo und Leila war frei.

Und sie rannten weg, bevor sich die anderen Zuschauer noch von ihrer Überraschung erholt hatten.

Auch Hassim hatte nichts mehr an seinem Fleck gehalten. Totenbleich hatte er die Beine in die Hand genommen und war gelaufen wie selten in seinem Leben.

Doch Aldo war schneller. Er sah ihn in einer schmalen Gasse verschwinden, drehte sich ebenfalls hinein und entdeckte Hassim, wie dieser an einer Brandmauer hochklettern wollte.

Am Fuß bekam er Hassim zu fassen, riß an seinem Bein und zog die greifenden Hände von der Mauer.

Hassim schlug zu Boden, und Aldo setzte ihm das Knie in den Nacken. »Jetzt hör zu. Du hast einen Job, ich habe dich angeheuert. Entweder bringst du uns zu unserem Ziel, oder es ergeht dir nicht besser als den beiden Killern. Begriffen?«

»Ja…«

»Dann hoch.«

»Wir müssen uns beeilen«, sagte Leila. »Gegen die ganze Meute kommen wir nicht an.«

»Okay. Woher?«

Hassim deutete die Mauer hoch. Mit einem Sprung war die Kante zu erreichen. Das schafften alle drei bequem. Danach rollten sie sich über den Rand und gelangten auf ein schräg in die Tiefe laufendes Dach, über dessen Kante sie ebenfalls sprangen und sich in einem viereckigen Hof wiederfanden.

Hassim blieb stehen. Er wischte sich Blut von der Oberlippe, denn Aldo hatte ihn hart angefaßt.

Das ganze Viertel schien rebellisch geworden zu sein. Sie hörten die Schreie der Verfolger und rechneten damit, daß die Meute sämtliche in der Nähe liegenden Straßen und Gassen abriegelte.

»Gibt es noch einen Weg?« fragte Aldo.

»Ja, den kenne ich.«

»Und wo?«

»Kanalisation.«

»Dann los.«

Hassim zitterte vor Angst. »Wenn sie uns erwischen, schneiden sie auch mir die Kehle durch!«

Aldo lachte kehlig. »Dann sieh zu, daß sie es nicht schaffen. Auch in

deinem Interesse.«

Hassim schaute den Engländer in der Dunkelheit an. Das Gesicht des Einheimischen glänzte, als wäre eine Schwarte über seine Haut gerieben worden. Der bis zum Kinn laufende schmale Blutstreifen war bereits eingetrocknet.

Sie drückten sich in einen Winkel des Hofes, in dem es entsetzlich stank. Hier befand sich die Sickergrube. An ihr mußten sie vorbei, und Leila, die als letzte ging, hielt sich die Nase zu. Der schmale Steg war dort zu Ende, wo sich ein schachtartiges Kellerfenster im Mauerwerk abzeichnete. »Da müssen wir rein!« sagte Hassim.

»Wenn du uns reinlegen willst…«

»Nein, nein, wirklich nicht.«

»Okay geh vor.«

Hassim duckte sich zusammen. Er sah jetzt aus wie ein Ball, aus dem der Kopf hervorschaut. Dann glitt er in das offene Fenster hinein und war wenig später verschwunden.

Ein einfaches Prinzip, denn die Rutsche transportierte auch die beiden anderen in die unterirdischen Räume, wo Ölfässer standen und es einen Kanaldeckel gab.

Ihn hatte Hassim schon angehoben. Wenig später waren alle drei untergetaucht. Über eine alte Leiter ging es in die stockdunkle Tiefe.

Als sie unten im feuchten, stinkenden Schlamm standen, holte ihr Führer eine Taschenlampe hervor und schaltete sie ein.

Der helle Strahl stach in die Finsternis und verlor sich in einem endlosen Gang.

»Da müssen wir weiter.« Wieder ging er vor und führte den Mann und die Frau an einem ausgetrockneten Kanalbett entlang. Es war lange trocken gewesen. Beim nächsten Regen würde das Kanalbett wieder überflutet werden, das stand fest.

In der Kanalisation stank es erbärmlich. Alle drei atmeten nur mehr sehr flach und durch die Nase. Die Zeit wurde für sie bedeutungslos, auch kannten sie sich nicht mehr aus, denn Hassim führte sie durch unterirdische Stollen und Gänge, bis zu einer Steigleiter, die rostzerfressen und metallisch vor ihnen in die Höhe stieg.

Da kletterten sie hinauf.

An deren Ende entdeckten sie einen runden Deckel. Mit gemeinsamer Kraft stemmten sie ihn in die Höhe, und die erste, frische Luft seit langem streichelte ihre Gesichter.

Sie hörten keine schreienden Stimmen mehr. Dafür das Hupen von Autos, auch Musik, eben nächtlichen Großstadtlärm.

»Und jetzt?« fragte Aldo.

Hassim atmete einige Male tief durch. »Es ist wirklich nicht mehr weit. Nur noch ein paar Minuten.«

»Hoffentlich.«

Hassim hatte nicht gelogen. Um einige Ecken mußten sie gehen, bis sie eine Gasse erreichten, die tief in die Altstadt hineinstach und dabei eine Rechtskrümmung aufwies.

Auch in der Nacht noch hockten hier die Händler vor ihren Geschäften, denn noch immer verliefen sich Touristen in diese Gegend, um ein Souvenir zu kaufen.

Tanger schlief nie…

Vor einer schmalbrüstigen Hausfassade blieb Hassim stehen.

»Hier genau ist es.«

»Meinst du, daß wir hier den Bai finden?«

»Nein, den nicht. Aber es gibt eine Person, die genau über ihn Bescheid weiß. Eine sehr alte Frau. Sie kann euch mehr sagen. Sie lebt hier und wartet.«

Aldo schaute Leila an. Als er sah, daß seine Begleiterin nickte, holte er die zweite Hälfte des Geldscheins hervor und drückte sie Hassim in die offene Hand.

»Danke, danke…«

»Schon gut, hau ab!«

Hassim verschwand. Er sah nicht mehr, wie die beiden das Haus betraten. Sein Gesicht war haßverzerrt. Ja, er haßte diesen Pöbel aus Europa. Sie hatten ihn behandelt wie einen Hund. Wütend spie er aus und ballte die Hände zu Fäusten.

»Das werdet ihr büßen!« flüsterte er. »Verdammt, das werdet ihr büßen, ihr widerlichen Kreaturen!« Er schüttelte sich noch einmal und lief dorthin, wo er eine Telefonzelle fand.

El-Sudat war für jede Information dankbar…

***

Ich war in die Wand hineingelaufen, als wäre sie überhaupt nicht vorhanden.

Einem normalen Menschen wäre es wie ein Wunder vorgekommen. Ich will damit nicht sagen, daß ich unnormal bin, ich hatte dieses Phänomen des Zeitentores nur schon des öfteren erlebt und bezeichnete es trotzdem noch immer als ein kleines Wunder, daß so etwas überhaupt existierte.

Als transzendentales Tor oder als Dimensionstür wurde es des öfteren bezeichnet, und ich glitt in das Tor hinein wie auf leichten Wolken schwebend.

Für einen nicht meßbaren Augenblick pendelte ich praktisch zwischen den Zeiten. Ich mußte erst den nächsten Schritt nach vorn machen, um die andere Seite zu erreichen.

So jedenfalls kam es mir vor, obwohl fremde Kräfte die Gewalt über mich besaßen. Sie drückten mich auch weiter, so daß ich, als ich die Augen öffnete, in einer anderen Welt stand.

Ich sah keinen Himmel!

Über mir befand sich eine dunkelgraue Fläche, und von der gleichen Farbe war auch die Luft, die hier herrschte. Dunkelgrau, sie schien aus flüssigem Schiefer zu bestehen, und ich hatte das Gefühl, sie essen oder probieren zu können.

Danach fiel mir die unnatürliche Kälte auf, die in dieser Umgebung herrschte. Sie war nicht feucht, sondern trocken und auch irgendwie beißend. Sie wollte einfach von mir Besitz ergreifen, und ich spürte, wie sie versuchte, meine Gedankenwelt zu beeinflussen.

Es waren Ströme schwärzester Magie, eben das Böse überhaupt, das sich so fatal in mein Inneres schlich.

Natürlich ging ich dagegen an, konzentrierte meine Gedanken auf das, was vor mir lag, außerdem auf das Kreuz.

Diese Waffe hatte ich mitgenommen in eine Welt voller Grauen und fremder Magie.

Ich holte es hervor und sah mit Schrecken, daß es seinen Glanz verloren hatte.

Das Silber wurde dunkel!

Glasklar kam mir wieder zu Bewußtsein, daß in dieser Welt eine völlig andere Kraft herrschte. Eine sehr böse, Urzeiten alte Macht, die mir schon einmal bewiesen hatte, daß mein Kreuz wirklich nicht allmächtig war. Lilith hatte es verstanden, diesen wertvollen Talisman zu manipulieren. Es war ihr sogar gelungen, die Zeichen auf dem Kreuz zu verändern, das heißt, sie hatte die beiden ineinandergeschobenen Dreiecke im Mittelteil des Kreuzes nebst der für mich noch unerklärlichen Zeichen verschwinden lassen. Beinahe hätte sie auch geschafft, diese kostbare Waffe des Lichts völlig zu neutralisieren, zum Glück hatte sich das Kreuz dabei auf seine uralten und von den Erzengeln eingegebenen Kräfte besonnen und den Kampf zumindest unentschieden gestaltet.

Es war ein komisches Gefühl, das mich plagte. Ich stand gewissermaßen im Nichts, schaute auf meine wertvollste Waffe und sah mit an, wie sie allmählich ihre Kraft verlor.

Wie bei einem sterbenden Menschen allmählich das Leben aus dem Körper versickert, so wurden die Kräfte des Kreuzes reduziert.

Dabei nahm es die gleiche Farbe an wie die mich umgebende Landschaft.

Ein tiefes Grau…

Das Grau des Unheils!

Für einen Moment dachte ich daran, wieder durch das Tor in meine Welt zu gehen, doch mir kam auch der Gedanke an Suko und Claude, die irgendwo in dieser unheimlichen Welt gefangen waren.

Wenn ich jetzt einen Rückzieher machte, kam ich mir wie der größte Feigling vor.

Deshalb ging ich die nächsten Schritte. Die Hand mit dem Kreuz ließ ich sinken und versteckte den Talisman in meiner Jackentasche.

Dafür nahm ich das schmale Beuteschwert in meine rechte Hand.

Wenn ich auf die lebenden Skelette traf, würde ich mich schon zu wehren wissen, denn mit einer solchen Waffe konnte ich umgehen.

Das Grau blieb zwar noch, nur nicht in meiner unmittelbaren Umgebung. Da veränderte sich plötzlich etwas.

Das Licht kam aus dem Nichts, wie bei der Erschaffung der Welt.

So mußte es damals auch gewirkt haben. Es war ein hellerer Schein, der das Grau vertrieb und mich einhüllte. Da die Luft eine ungewöhnliche Klarheit besaß, stand ich wie auf dem Präsentierteller, denn ich mußte auch sehr deutlich für denjenigen zu sehen sein, der sich weiter entfernt befand und mich beobachtete.

Aber auch ich konnte sehen.

Aische, die alte Frau, hatte von einer Brücke gesprochen, und die befand sich dicht vor meinen Füßen. Es war eine langgezogene Hängebrücke, die sich über eine Schlucht spannte, wo die absolute Finsternis wohnte und ich die Tiefe dieser Schlucht nicht einmal schätzen konnte.

Die Brücke war dort, wo ich stand, durch Seile und Haken an grauem Felsgestein befestigt. Ihre Lauffläche bestand aus dicht aneinandergelegten Bohlen, die bis auf einige Lücken noch alle vorhanden waren.

Das Ende der Brücke sah ich nicht. Es verschwamm irgendwo im Grau des Landes.

Vor dem nächsten Schritt fürchtete ich mich. Stand ich einmal auf der Brücke, war ich so gut wie hilflos. Da konnten meine Gegner an der anderen Seite manipulieren, und ob ich die gleichen Tricks beherrschte wie der gute Indianer Jones im Film war mehr als fraglich.

Wenn ich zu Suko wollte, gab es für mich nur die Möglichkeit, über die Brücke zu laufen und das andere Ende der Schlucht zu erreichen.

Ich schickte ein kurzes Stoßgebet zum Himmel, bevor ich mich in Bewegung setzte und mit dem rechten Fuß zuerst die Bohlen betrat.

Über eine Hängebrücke zu schreiten, ist nicht so einfach. Spätestens nach drei Schritten wurde mir das klar, denn die Brücke begann durch die Gewichtsbelastung plötzlich so stark zu schwanken, daß ich am liebsten kehrtgemacht hätte und wieder zurückgelaufen wäre.

Ich überwand meinen inneren Schweinehund und ging trotzdem weiter. Das Schwert brauchte ich im Augenblick nicht und hatte es in meinen Hosengürtel geschoben.

Schritt für Schritt ging ich weiter. Und jedesmal, wenn ich eine neue Planke betrat, durchlief ein Zittern das Gebilde. Zudem senkte es sich noch ein Stück weiter.

Das Gehen kostete mich Nerven und Schweiß.

So kurz die Brücke vielleicht auch sein mochte, mir jedenfalls kam sie sehr lang vor, und ich merkte auch das kalte Gefühl im Nacken, das für mich so etwas wie eine Warnung war.

Ich blieb stehen.

Die linke Hand hatte ich dabei auf den aus Seilen gedrehten Handlauf gelegt. Mit der rechten zog ich das Schwert hervor, weil ich mit einer Gefahr rechnete.

Und sie kam.

Aus dem Dunkeln vor mir bahnte sie sich an.

Zunächst hörte ich das dumpfe Poltern. Dann begann die Brücke zu schwanken, so daß ich unwillkürlich nachfaßte, weil ich Angst davor hatte, daß sie jeden Augenblick kippen würde.

Da die Bohlen dicht beieinander lagen, trugen sie auch den Schall weiter. Unter meinen Schuhsohlen zitterten die Planken, das Seil vibrierte, ich starrte nach vorn in die graue Wand und erkannte, daß sie sich allmählich aufhellte und einige Gestalten entließ.

Skelette…

Ja, so hatte ich sie auf dem Friedhof gesehen, und so hatte ich auch mit ihnen gekämpft. Nur saßen sie diesmal nicht auf ihren Pferden und trugen auch keine langen Kutten mehr, sie waren blank, bloß und nackt. Ihre Knochen schimmerten, wie mit einem gelben Fett eingerieben, und aus ihren knöchernen Klauen stachen die langen Klingen der Schwerter wie Dornen hervor. Es lag auf der Hand, daß sie mir hier auf der Brücke den Garaus machen wollten, und ich versuchte, ihre Zahl zu schätzen.

Auf acht kam ich…

Das war ein verdammt ungleiches Verhältnis. Wenn ich durchwollte, mußte ich sie besiegen.

Noch waren sie weit genug entfernt, und ich konnte nach einem Ausweg suchen.

Der Bumerang fiel mir ein.

Ich holte ihn hervor, schaute ihn an und wurde gleichzeitig blaß.

Mit ihm war das gleiche geschehen wie mit dem Kreuz.

Er sah aus wie eine graue Banane. Die weißmagische Kraft hatte ihn völlig verlassen.

Was mir blieb, waren die Beretta und das Beuteschwert.

Zu wenig für acht Skelette…

***

Ungesehen war es Aldo und Leila gelungen, das Haus zu betreten.

Und sie waren nach einigem Umherirren durch leere Gänge und Räume dort gelandet, wo sich der Innenhof befand.

Nun standen die beiden vor den Knochen. Sie schauten auf die hell

schimmernden Gebeine und erkannten, daß hier zwei Kreaturen gestorben waren. Ein Pferd und ein Mensch.

Aldo hatte sich gebückt und den Stoff des alten Kaftans zur Seite geschoben. Er hob zwei Knochen hoch und ließ sie auf seiner Handfläche liegen. Leila schaute auf die Gebeine und runzelte die Stirn.

»Was soll das überhaupt?« fragte sie.

»Hast, du eine Erklärung?«

»Kaum.«

Aldo nickte und blickte sich im Hof um. Er entdeckte auch den offenen Gullydeckel, ging auf diese Stelle zu, umrundete sie und wurde dabei von Leila beobachtet.

»Was soll das alles?« fragte sie unwillig.

Aldo ließ sich nicht stören. »Wie mir scheint, hat es hier einen Kampf gegeben«, erklärte er.

»Was geht es uns an?«

»Du bist gut. Einiges sogar. Wem gehören die Gebeine? Hat die alte Frau, die wir besuchen wollen, etwas damit zu tun? Wenn nicht, wer hat dann dafür gesorgt, daß die Knochen hier herumliegen.« Er hielt sie noch immer in der Hand und warf sie zu den anderen. Als sich die Gebeine berührten, gab es hell klingende Geräusche, die Leila nicht mochte und dabei den Mund verzog.

Aldos Gesicht zeigte Sorge, als er neben Leila stehenblieb. »Ich glaube, daß wir uns auf einige Überraschungen gefaßt machen müssen«, murmelte er.

»Wieso?«

»Kann ich dir auch nicht sagen, aber die Überreste gefallen mir nicht. Das riecht nach Falle.«

»Wer sollte sie denn gestellt haben?« fragte Leila spöttisch.

»Vielleicht unsere besonderen Freunde«, erwiderte Aldo.

»Nein. Nicht die Große Mutter.«

Aldo wollte auch nicht mehr weiter spekulieren. »Wir werden uns überraschen lassen«, sagte er und deutete dorthin, wo eine Hauswand in der Dunkelheit schimmerte. »Irgendwo dahinter muß sie hocken!« flüsterte der Mann.

»Bist du dir sicher?«

»Ja, komm jetzt.«

Den beiden war nicht wohl in ihrer Haut. Aber keiner sprach darüber. Aldo ließ die Hand an seiner Waffe. Er hatte die Augen weit geöffnet, um in der miesen Beleuchtung so viel erkennen zu können wie eben möglich. Sein Mund bildete nur einen Strich, und wieder einmal bewunderte das Halbblut den lautlosen Gang des Mannes.

Sie hatte einige Schwierigkeiten und ließ den anderen vorgehen.

Bevor auch sie in dem Eingang verschwand, warf sie noch einen

Blick über die Schulter.
Die Stelle, wo sie die Knochen gefunden hatten, kam ihr vor wie eine Insel in der Finsternis des Hofes. Nur sehr schwach hoben sich die Umrisse ab. Selbst die bleiche Farbe der Gebeine verschwamm in der Düsternis.
Das Halbblut fühlte sich überhaupt nicht wohl. Leila hatte so auf Tanger gesetzt, das war nun vorbei. Auf irgendeine Weise fühlte sie sich im Stich gelassen, wenn nicht verraten.
Aldo war bereits durch den Eingang getaucht. Nur noch schemenhaft konnte sie ihn erkennen.
Und sie sah das Licht, als sie über die Schulter des Mannes schaute, der jetzt stehenblieb und von Leila berührt wurde. »Was hat das zu bedeuten?« hauchte sie.
»Keine Ahnung. Werden wir aber bald wissen.« Er ging weiter.
Auf Zehenspitzen nur und rollte sich geschickt mit den Ballen ab, so daß wieder kaum ein Geräusch entstand.
Leila machte es ihm nach. Sie blieb in seiner Nähe. Rechts und links sahen sie die hellen, fließenden Schatten der Wände. Nackt und kahl waren sie und verströmten einen seltsamen Geruch.
Leilas Herz schlug schneller als gewöhnlich. Ein Zeichen, wie sehr sie unter der Spannung litt, und sie verhielt ihren Schritt, als auch Aldo stehenblieb.
Beide schauten nach vorn in das Zimmer hinein, das sehr groß war und Ähnlichkeit mit einem Saal aufwies.
Eine Person entdeckten sie.
Sie saß in der Mitte des Saales, wandte ihnen den Rücken zu und hatte eine so stark gebeugte Haltung eingenommen, daß sie ihnen wie eine Halbkugel vorkam.
»Das muß sie sein!« hauchte Leila.
Der Mann gab ihr keine Antwort. Sein Interesse galt der Wand, aus der das Licht strömte. Er wußte sofort, daß diese Wand etwas Besonderes sein mußte, und er konnte sich vorstellen, wozu sie diente. Lange genug hatte er sich mit den finsteren Praktiken einer gefährlichen Magie beschäftigt, so war ihm auch bekannt, daß es manchem Schwarzmagier gelungen war, transzendentale Tore aufzubauen. Wege, die hineinführten in andere Dimensionen, in andere Gebiete und Bereiche, wo irdische Gesetze oft aufgehoben waren.
So etwas suchten sie. Sie waren nach Tanger gekommen, um den Kontakt aufzunehmen zur Welt der Großen Mutter. Sie wollten das erleben, was man als Verdammnis bezeichnen konnte.
Auch als Hölle…
Sehr langsam drehte er den Kopf und schaute in das Gesicht des Halbbluts, in dem die Augen doppelt so groß wirkten, weil in ihnen

noch die Furcht vor dem Unbekannten stand.

»Ich glaube, das ist es«, wisperte er.

»Was meinst du damit? Den Einstieg?«

»Ja, so sieht es aus.« Er holte flach Atem. »Wenn wir eine Chance haben wollen, die Große Mutter zu sehen, müssen wir versuchen, durch die Wand zu gehen.«

»Können wir auch zurück?«

Er lachte kaum hörbar. »Willst du das denn?«

Leila nickte heftig. Ihre geflochtenen Haarsträhnen gerieten dabei in Bewegung, so daß die Perlen leise gegeneinander klirrten. »Ja, ich möchte wieder zurück.«

»Weshalb?«

»Weil ich die in der anderen Welt oder Dimension erworbenen Kenntnisse gern hier auf der Erde anwenden möchte, um damit zu Macht, Ruhm und Ehre zu kommen. Klar?«

»Ja, ich verstehe. Fragt sich nur, ob uns das auch gelingen wird. Es wird nicht einfach sein.«

»Wir werden die alte Frau fragen.«

»Falls sie antwortet.«

»Mein Messer ist noch immer das beste Argument!« erklärte die schöne Leila.

»Einverstanden.« Aldo trat über die Schwelle. Auch er besaß kein gutes Gefühl, spürte in seinen Fingerspitzen ein gewisses Kribbeln, das bis hoch in seine Oberarme lief. Auch ein Zeichen seiner Nervosität, und er hatte Mühe, sich unter Kontrolle zu halten und nicht schneller zu gehen.

Leila und er waren eingespielt. Sie blieb nicht mehr bei dem Mann, sondern ging nach rechts weg, so daß sich die beiden der alten Frau von zwei Seiten näherten.

Seit ihrer ersten Entdeckung hatte sich die auf dem Boden hockende Person nicht gerührt, und sie bewegte sich auch nicht, als plötzlich dieses metallische Geräusch erklang. Leila hatte auf den Kontaktknopf gedrückt, so daß die lange Messerklinge aus dem versteckten Schaft unter dem Ärmel schießen konnte.

Aldo war stehengeblieben und hatte die Arme ein wenig vom Körper abgedreht. Er wirkte in dieser Pose wie eingefroren. Sein schräger Blick traf die matte, schimmernde Klinge, und mit dem Nicken deutete er an, daß er einverstanden war. Anschließend gab er ein Zeichen, das auch Leila verstehen mußte.

***

Sie formte die sinnlichen Lippen zu einem gehauchten Okay.

Aldo wußte Bescheid, daß seine Begleiterin wie ein scharfer Wachhund im Hintergrund lauern würde. Sie waren beide eingespielt,

und so näherte er sich ziemlich sorglos der Frau, die sich auch nicht rührte, als der Schatten des Mannes über sie fiel.

Trotzdem hatte sie ihn gesehen. Als Aldo seinen rechten Arm ausstreckte, um die alte Frau zu berühren, vernahm er ihre leise, dennoch scharfe Stimme. »Laß es. Ich will nicht, daß einer wie du mich anfaßt.«

Aldo begann zu kichern. »Weißt du denn, wer ich bin, Alte?«

»Du gehörst nicht zu meinen Freunden!« erklärte sie.

»Woher weißt du das?«

»Die Wege meines Wissens sind verschlungen wie ein Labyrinth, aber sie führen stets zum Ziel, das solltest du dir merken, der du hier eingedrungen bist, um Geheimnisse zu erfahren, die dir nicht zustehen. Deshalb will ich, daß du gehst, und nimm das Weib auch mit, das sich in deiner Begleitung befindet. Ich mag sie nicht.«

Wer mit Aldo so sprach, erreichte bei ihm genau das Gegenteil, denn der Mann drückte seinen Oberkörper zurück und ließ sich langsam nieder. Er nahm ebenso im Schneidersitz Platz wie die Frau, die jetzt ihren Kopf drehte und ihn anschaute.

Das geheimnisvolle Licht aus der Wand fiel nicht nur auf Aldo, auch auf ihr Gesicht, und die Falten darin zeigten sich wie ein rotes eingegrabenes Muster.

Der Mann erschrak für einen Moment, denn ein so altes Gesicht hatte er noch nie gesehen. Sehr schnell hatte er sich wieder in der Gewalt, und er sagte: »Ich will mit dir reden. Wie heißt du?«

»Man nennt mich Aische.«

»Ich kenne dich nicht.«

Die alte Frau bewegte ihren Kopf. »Das ist auch gut, denn ich will mit dir ebenfalls nichts zu tun haben. Du bist nicht würdig, hier hereinzukommen.«

»Nicht würdig genug? Für wen? Für die Wand, für die Große Mutter, für ihr Reich?«

Aische zeigte nicht, ob die Worte des Mannes sie überrascht hatten. Sie hob nur die rechte Hand und deutete über die Schulter.

»Flieh, wenn dir dein Leben lieb ist, obwohl du es nicht verdient hast, noch länger zu leben, aber ich warne dich, weil du ein Mensch bist. Ebenso wie ich.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Vieles. Du bist ein Unreiner, und ich will nicht, daß Unreine in das Land ohne Grenzen gelangen.«

»Man kann es durch die Wand betreten – oder?«

»Ja, das kann man.«

»Und dort lebt die Große Mutter?«

»Ich weiß es nicht. Es leben viele da.«

»Weshalb sitzt du dann hier?«

»Um Menschen wie dich zu warnen.«

Der gesamte Dialog war nur im Flüsterton geführt worden. Leila, die zugehört hatte, war es leid. »Mach doch endlich Schluß«, forderte sie. »Ich will mich nicht zum Narren halten lassen.«

»Sie ist zu ungeduldig«, sagte Aische. »Und so etwas kann sehr gefährlich werden.«

»Kommt drauf an. Aber sie hat recht. Ich will mich von dir nicht zum Narren machen lassen. Wir sind gekommen, um jemanden zu besuchen, denn er wollte uns führen.«

»Ihr meint den Bai?«

»Du kennst dich gut aus?«

»Ja, auch ich wußte, daß er kommt.«

»Woher?«

»Ich kannte ihn noch als Lebenden, denn ich bin seine letzte Erbin. Fast einhundert Jahre habe ich warten müssen, nun ist der alte Fluch erfüllt worden. Der Bai von Tanger ist auferstanden. Er und seine Reiter sind wieder unterwegs…«

»Du hast sie gesehen!«

»Ja, ich sah sie genau, denn ich bin die letzte, die zu dem Bai gehört. Ich bin seine Enkelin, hast du verstanden? Ich kannte ihn schon, als er noch lebte…«

Bisher hatte der Mann gedacht, daß ihn nichts mehr überraschen konnte. Das war ein Irrtum gewesen, und seine Überraschung zeigte sich darin, indem er einen Arm ausstreckte und die alte Frau so hart packte, daß sie einen Wehlaut ausstieß. Er brachte sein Gesicht dicht vor das ihre. »Was hast du gesagt?« zischte er. »Du kennst ihn? Du hast ihn gesehen, als er noch lebte?«

»Ja, ich bin…«

»Seine Enkelin, ich weiß. Und ich werde dich jetzt zwingen, mir zu helfen, darauf kannst du dich verlassen, du Wahnsinnsweib. Hast du gehört, Aische? Zwingen!«

»Ich verstehe…«

Er ließ sie so heftig los und stieß sie gleichzeitig noch zurück, daß die alte Frau zu Boden fiel, dort ihre Arme ausbreitete und sich nicht mehr rührte.

Kalt war das Grinsen auf seinem Gesicht. In seinen Augen lag ein Funkeln, das mit dem Wort mörderisch umschrieben werden konnte. Er streckte seinen rechten Arm aus und drückte die Hand auf den mageren Leib der Frau, so daß er sie fest an den Boden preßte.

Leila kam von der Rückseite. Ihre Füße kamen neben dem Ohr der alten Frau zur Ruhe. Die Hand mit dem Messer war nach unten gesunken. Wenn Aische die Augen verdrehte, konnte sie die Spitze erkennen, an der es rötlich schimmerte.

Das Halbblut sah den schielenden Blick und begann leise zu lachen.

»Du wärst nicht die erste, die durch dieses Messer umgekommen ist, Alte, also überlege dir deine Antworten genau. Ich bin in der Lage, dir die Kehle aufzuschneiden.«

Mit einem Lachen hätte Leila nicht gerechnet, aber so reagierte die Frau nun mal. »Drohungen erreichten bei einer Person, die ihr Leben bereits hinter sich hatte, nichts. Ich weiß, daß mein Weg bald zu Ende sein wird, deshalb kannst du das Messer ruhig wegstecken. Ich fürchte mich vor keiner Waffe, ich habe mich noch nie gefürchtet...«

»Wir werden sehen«, erwiderte Leila, die ein wenig verunsichert war.

»Du hast sie also gesehen«, nahm Aldo den Gesprächsfaden wieder auf.

»Ja, das habe ich«, flüsterte die alte Frau. »Sie stiegen im Dunkel der Nacht aus ihren Gräbern und ritten im Schutz der Finsternis durch die Gassen der Altstadt. Dann kamen sie her, denn sie wußten genau, wo sie ihr Ziel finden konnten. Sie ritten zu mir, ich sah sie, ich konnte sie begrüßen. Danach verschwanden sie durch die Wand in das Reich der Hölle hinein, denn dort ist ihr eigentlicher Platz. Ihn hat das Schicksal für sie ausersehen.«

Nach dieser Information schwieg auch der Mann. Dafür stellte Leila eine Frage. »Werden sie zurückkommen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und wenn wir dort hineingehen?«

Aische lachte. »Ich hatte euch gewarnt«, erklärte sie. »Aber ihr wolltet nicht hören. Diese Welt ist nichts für euch. Sie wird euch vertilgen, sie wird...«

»Vielleicht warten wir gerade darauf«, unterbrach Aldo sie.

»Weshalb sind wir wohl gekommen, he? Aus welchem Grunde haben wir die weite Reise unternommen? Weil wir in die Welt hineingehen wollen. Wir gehören zur Großen Mutter. Wir haben ihr gedient, und wir sind bereit, uns die Belohnung abzuholen.«

»Dann geht!«

Aldo kam der Sinneswandel der alten Frau zu schnell. »Das ist doch ein Trick von dir...«

»Wie sollte es? Ich lasse jeden hineingehen, der es will. Vorher warne ich ihn. Die ewige Verdammnis ist für Menschen nicht geschaffen. Nicht für Lebende. Sie wird euch verschlingen wie ein Ungeheuer. Die Kälte des Vergessens kommt über euch. Nein, diese Welt ist geschaffen für lebende Tote«, erklärte sie mit zittriger Stimme. »Glaubt es mir oder glaubt es mir nicht, das spielt keine Rolle. Aber ich habe euch gewarnt, obwohl eure Seelen schwarz sind und ihr es nicht verdient habt.«

»Sie ist eine Schwätzerin«, sagte Leila mit böser Stimme. »Höre nicht auf sie. Wir haben unseren Job, wir kennen die Kraft der Großen Mutter. Uns schreckt diese angeblich menschenfeindliche Welt nicht.

Wir kommen schon zurecht.«

»Das meine ich auch«, erklärte der Mann und stand wieder auf, während die alte Frau liegenblieb. Aldo schaute über sie hinweg in das Gesicht seiner Begleiterin. »Ist noch etwas?« fragte er.

»Wie meinst du?«

»Hast du noch was auf dem Herzen, bevor wir der Welt einen Besuch abstatten.«

»Ja, ich will sie mal fragen, wann wir wieder zurückkommen können?«

Da begann Aische zu lachen. »Zurück? Niemals werdet ihr zurückkehren können. Wer sich einmal in dieser Welt befindet, den holt sich die Große Mutter. Verlaßt euch darauf.«

»Was nicht tragisch wäre«, erklärte Aldo. »Wir sind ihre Diener. Wir werden uns…«

»Hör auf zu reden! Ihr kommt nicht zurück. Ich habe euch gewarnt. Auch der Mann vor euch…«

»Welcher Mann?«

Aische wußte, daß sie einen Fehler gemacht hatte, und preßte ihre kaum zu erkennenden Lippen zusammen. Aber Aldo wollte mehr wissen. Er tauchte wieder zu Boden, zog seinen Revolver und drückte die Mündung gegen den faltigen Hals der Frau. »Welcher Mann?« fragte er scharf. »Ich will, daß du redest, verdammt.«

»Nein…«

Leila mischte sich ein. »Ist es der, dem wir die Knochen draußen im Hof zu verdanken haben?«

»Ich glaube schon.«

»Und wie heißt er?«

»Was nützt euch der Name? Ich weiß ihn nicht mehr.«

»Du lügst.«

»Wenn schon. Ihr werdet ebenso sterben wie ich. Deshalb sage ich euch den Namen des Mannes nicht.«

»Aldo!« Scharf hatte Leila gesprochen, und der Mann wußte Bescheid. Er nickte.

Für Leila war es ein Zeichen. Geschmeidig ging sie in die Knie.

Ihre Lippen waren noch mehr in die Breite gezogen, als sie diabolisch lächelte. Sehr langsam winkelte sie den Arm an, und diese Bewegung machte die lange Klinge mit, so daß sie in das unmittelbare Blickfeld der alten Frau geriet. Sie sah schielend in die Höhe, erkannte das Messer sehr deutlich und dahinter das verschwommene Gesicht der Frau.

»Es ist so sinnlos, wenn du mich tötest!« flüsterte sie. »Alles so sinnlos. Wenn ihr in die Wand geht, werdet ihr an die Brücke gelangen. Und sie hat noch keiner überquert, wenn die anderen es nicht ausdrücklich erlaubten. Die Brücke der Skelette oder die Brücke

zwischen den Welten werdet ihr nicht überwinden könnten…«
»Und der, der vor uns verschwunden ist?« fragte Leila, wobei sie die kalte Seite der Klinge gegen den faltigen Hals der Frau drückte.
»Auch er wird nicht zurückkehren können. Ich habe ihn gewarnt, wie euch. Nur wollte er nicht hören.«
»Warnungen!« zischte Leila. »Davon habe ich die Nase gestrichen voll. Ich kann sie nicht mehr hören. Sie widern mich an, hast du verstanden? Ich will sie nicht mehr hören, ich…«
»Okay, hör auf«, fuhr Aldo ihr in die Parade. »Das reicht, sie wird uns nichts mehr sagen wollen.«
»Glaube ich auch. Deshalb ist sie auch nutzlos!« Leila sagte die Worte und stand dicht vor einem Mord. Schon einmal während der letzten Stunde hatte die Klinge ihr grausames Werk verrichtet, und auch jetzt wollte sie töten.
Nur etwas ließ sie zögern.
Sie hatte ihren Blick in die Augen der alten Frau versenkt, und darin stand nichts, was sie mit dem Ausdruck Angst hätte umschreiben können. Nicht einmal Überraschung las sie. Aische erwartete ihr Schicksal mit einer nahezu stoischen Gelassenheit.
Leila wunderte sich darüber. Sie wollte etwas sagen, der anderen Angst machen, aber der Ruf ihres Freundes ließ sie wieder in die Höhe zucken. »Verdammt, da ist etwas!«
»Wo?« Sie drehte sich.
»In der Wand!«
Auch Leila drehte sich jetzt. Und ihre Augen weiteten sich schon, als sie sich noch in der Bewegung befand, während Aldo bereits seinen Revolver hob und böse auflachte.
»Das ist doch nicht möglich!« hauchte das Halbblut und schaute tückisch auf die lange Messerklinge…

***

Bumerang und Kreuz hatten meinen Ausflug in die Welt des Schreckens nicht überstanden. Die anderen Kräfte waren einfach zu stark für sie gewesen. Sie hatten die Waffen nicht vernichten können, aber sie waren manipuliert worden, so daß sie für mich vorerst als untauglich galten.
Wehren mußte ich mich mit dem Schwert.
Und noch eine Überraschung traf mich. Es war ein ferner, unheimlich klingender Schrei. Aus der Unendlichkeit schien er gekommen zu sein, doch ich wußte, daß er in dieser Welt geboren war.
Und ich kannte die Stimme, die diesen Schrei ausgestoßen hatte.
Sie gehörte einem Freund.
Suko!
Er mußte mich sehen, aber ich sah ihn nicht, obwohl ich in die

Richtung schaute, aus der dieser Verzweiflungsruf zu mir herüberwehte. Das kalte Grau dieser ungewöhnlichen und unnatürlichen Dunkelheit hatte alles andere geschluckt.

Ich stand im Licht, Suko und Claude Renard mußten sich irgendwo in der Finsternis befinden.

Unerreichbar für mich.

Schon jetzt hatte ich große Sorgen, und sie wurden noch größer, seit ich diesen Schrei vernommen hatte.

In ihm war all das nachgeklungen, das mein Freund fühlte. Suko mußte sich in einer schrecklichen Lage befinden. Das Wissen, ihm nicht helfen zu können, machte mich fast wahnsinnig.

Acht Skelette versperrten nicht nur den Weg über die Brücke, auch gleichzeitig den Weg zu ihm.

Die Brücke war schmal. Dennoch gelang es jeweils zwei Skeletten nebeneinander her zu gehen. Sie hielten sich so dicht zusammen, daß sich ihre gelblich schimmernden Gebeine berührten. Ich war sicher, es hier mit den unheimlichen Leibwächtern des Bais zu tun zu haben, die ihre Kutten weggeschleudert hatten, damit sie mehr Bewegungsfreiheit bekamen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich Skeletten gegenüberstand. Nur hatte ich auf einer schwankenden Brücke noch nicht gegen sie gekämpft, und ich war auch nicht so gut bewaffnet, wie in den anderen Fällen. Verlassen konnte ich mich auf das Beuteschwert und die Beretta.

Sie zog ich ebenfalls.

Sehr deutlich malten sich die beinern schimmernden Gestalten vor dem Grau dieser hier herrschenden Luft ab, und die Schußweite kam mir auch sehr gelegen.

Vorbeizielen konnte ich kaum.

Ich nahm den rechts von mir stehenden Knöchernen aufs Korn, zielte genau und drückte ab.

Die Kugel – traf sie?

Ja, sie hätte in den Schädel schlagen müssen, vielleicht berührte sie ihn auch, aber sie reagierte auf eine Art und Weise, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, am Schädel des Skeletts wäre eine Wunderkerze aufgeplatzt. Zahlreiche, helle Sternchen wurden in die Höhe geschleudert, zischten und knisterten, bevor sie verloschen oder vom Grau geschluckt wurden.

Der Schädel jedoch existierte weiter. Meine Kugel hatte ihm nichts getan. In dieser Welt, und diese Feststellung traf leider zu, herrschten andere Gesetze. Schwarze Magie hatte hier ihre Spuren gelegt.

Darunter hatte ich zu leiden.

Also nichts.

Ich ließ die Beretta wieder verschwinden und konzentrierte mich voll und ganz auf mein Schwert. Wenn das nichts half, war alles verloren. Dann lag ich irgendwo in der Tiefe und wurde wahrscheinlich von den Kräften restlos zerstört.

Und noch eine Möglichkeit blieb mir. Ich konnte wieder zurück und durch den Eingang unsere Welt betreten. Er hatte sich geöffnet, weil der Bai erschienen war, aber es war nicht Sinn der Sache, vor den Feinden wegzulaufen. Zudem befanden sich in dieser Welt noch zwei gefangene Menschen.

In der Schwertführung war ich nicht ungeübt. Aber gegen acht Gegner, das sah schlecht aus, zudem auf einer schwankenden Hängebrücke, die nur mehr spärliche Geländer besaß, über die man leicht in die dunkle, unheimliche Tiefe stürzen konnte.

Breitbeinig mußte ich mich aufbauen und in der Mitte dieser schmalen Bohlenbrücke stehen. Immer wenn sich die Skelette vorschoben, begann die Brücke leicht zu schwanken. Wobei ich inzwischen Routine bekommen hatte und die Stöße ausgleichen konnte.

Und plötzlich merkte ich, daß die ersten beiden Knöchernen nichts verlernt hatten. Sie führten ihre gefährlichen Säbel so, als wären sie überhaupt nicht gestorben und noch immer am Leben.

Blitzschnell waren sie bei mir, ich ging in Abwehrstellung, dann klirrten unsere Waffen gegeneinander.

Es war eine wilde Fechterei, bei der ich ständig in die Defensive gedrückt wurde. Ich konnte überhaupt nicht kontern, sie waren einfach zu geschickt und bewegten ihre knöchernen Arme sehr schnell. Bei jedem Singen, das entstand, wenn die Klingen gegeneinanderfuhren, hatte ich das Gefühl, eine Totenglocke zu hören, und als ich ungefähr vier Schritte zurückgewichen war, änderten die Knöchernen ihre Kampftechnik.

Einer hielt mich in Schach. Es war der rechte, der mich ziemlich beschäftigte, der andere Gegner wollte durchkommen und mich mit der Schwert- oder Säbelklinge durchbohren.

In einer schlagenden Abwehrbewegung drehte ich mich nach rechts weg, geriet mit dem Rücken an das straff gespannte Seil, federte wieder vor und ließ meine Klinge nach unten sausen, so daß ich die Waffe des Stechers treffen konnte.

Die Wucht meines Schlag hämmerte seinen Säbel auf die Planken.

Gleichzeitig zuckte ich wieder hoch, drehte mich zur anderen Seite hin und drosch zu.

Das zweite Skelett konnte den Schlag zwar noch abwehren, dennoch war er so wuchtig geführt worden, daß der Knöcherne zur Seite hin kippte, das Übergewicht bekam und von der Brücke fiel.

Für einen Moment sah ich es noch fallen, bis es in der Schwärze

verschwand und einen Schrei ausstieß, der schaurig in meinen Ohren gellte. Wahrscheinlich wartete dort unten die Vernichtung.

Der andere Gegner wollte seine entfallene Waffe wieder aufheben. Da kam er bei mir an den Richtigen. Mit einem heftigen Fußtritt beförderte ich ihn in die Höhe, sogar mit den Knochenfüßen hob er ab, um wehrlos in meinen Rundschlag zu laufen, der ihm den Knochenschädel vom Körper hämmerte.

Der Totenkopf machte sich selbständig. Er rollte über den Rand, drehte sich einige Male um sich selbst und verschwand ebenfalls, während der Torso vor mir zusammenklappte.

Ich bückte mich hastig und besaß jetzt zwei Säbel.

Voller Wut schaute ich auf die restlichen Knochenmänner, und in mir rastete in diesem Augenblick etwas aus. Anders konnte ich mir meine Reaktion nicht erklären.

Mit beiden Säbeln bewaffnet, stürmte ich auf den Pulk der Knochenmänner zu.

Ob sie Erschrecken zeigten oder nicht, ich konnte es nicht sehen, als sie immer größer wurden, ich fast noch über die Bohlen stolperte und mich schlagend in sie hineinwarf.

Es war Wahnsinn, echte Torheit, das wußte ich, aber ich wollte es einfach wissen.

Ich schlug links und rechts, ohne Kontrolle, drängte sie im ersten Augenblick sogar zurück, weil sie nur mehr abwehren konnten. Ich wurde noch mutiger und stach zu.

Es waren harte Stöße, aber die anderen bewiesen mir, wie sehr sie kämpfen konnten.

Plötzlich kam der Gegenschlag. Gleich zwei Klingen trafen die meine und schleuderten sie mir aus der Hand. Jetzt erging es mir so wie dem Knöchernen, dem ich den Säbel aus den Klauen gehauen hatte, und ich konnte ihm nur mehr nachschauen, wie er in der Tiefe verschwand und für mich unerreichbar wurde.

War das mein Ende?

Es war mein rechter Säbel gewesen. Mit dem linken Arm konnte ich nicht so gut kämpfen, warf den Säbel deshalb auf die andere Hand zu und mußte zuschauen, daß es beim Versuch blieb. Als sich die Waffe in der Luft befand, wurde sie von einer anderen Klinge getroffen, so daß ich ins Leere griff und jetzt ohne Waffen war.

Ich erfaßte es sofort, die Skelette einen Moment später, und dann hatte ich mich schon zurückgezogen, so daß ich aus der Reichweite ihrer gefährlichen Klingen geriet.

Um schneller fliehen zu können, mußte ich den Knöchernen den Rücken zuwenden.

Ich rannte.

Und hörte sie hinter mir. Ihre Schritte klangen ungleichmäßig. Sie

hätten mich sicherlich einholen können, wenn sie nicht den Vorteil ihrer Waffen gehabt hätten.

Säbel kann man auch schleudern…

Ich drehte mich um, zum Glück noch rechtzeitig, denn die erste Klinge flog heran.

Sie war wuchtig geschleudert worden, zielte dabei auf den oberen Teil meines Rückens und hätte mich auch erwischt, wenn es mir nicht gelungen wäre zu tauchen.

Ich duckte mich und fiel gleichzeitig auf die Planken, so daß die Klinge über meinen Kopf hinwegwischte und irgendwo verschwand.

Aber sie hatten noch mehr Säbel.

Während ich mich in die Höhe schnellte, warf ich einen Blick zum Ende der Brücke.

Es lag nicht mehr weit entfernt. Die Tritte der Knöchernen übertrugen sich auf dem gesamten Bohlenholz. Es zitterte wie das berühmte Espenlaub, und die Bohlen begannen zu wackeln.

War das zu schaffen?

Ich mußte es und rannte geduckt weiter, wobei ich trotz der Enge versuchte, einen Zickzack-Lauf einzuschlagen.

Dadurch schwankte die gesamte Brücke. Jedesmal wenn ich mehr Wucht hinter meine Sprünge legte, verstärkte sich dieses Schwanken noch. Hinzu kam mein unregelmäßiger Lauf, so daß ich oft genug gegen das Seilgeländer prallte und einige Male das schlimme Gefühl bekam, darüber hinweg in die Tiefe zu fallen.

Es waren nicht alle Bohlen vorhanden, die eigentlich hätten da sein müssen. Ich riskierte gefährliche Fehltritte und konnte nicht unbedingt auf alle Bohlen vor mir achten.

Es kam, wie es kommen mußte. Ein großer Schritt brachte mich mit der Ferse auf einen Bohlenrand. Er war weich, feucht, und ich rutschte plötzlich weg.

Im Moment überkam mich die Panik. Ich schlug meinen rechten Arm zur Seite, die Hand berührte das Seil, so daß ich mich soeben noch festklammern konnte.

Deshalb fiel ich nicht mit dem Rücken zu Boden, hielt mich in dieser Schräglage und drehte mich dabei auf die linke Seite, um mich auch mit dem Arm abzustützen.

Natürlich verlor ich Zeit, und natürlich kamen die Knöchernen, um diese Spanne auszunützen.

Sie waren sehr schnell geworden. Ihre blanken Knochenfüße erzeugten ein hohles Klappern, das lauter wurde, und in meinen Ohren wie Todestrommeln nachhallte.

Sehr schnell waren sie.

Vor allen Dingen das erste Skelett näherte sich mir mit raumgreifenden Schritten. Es hatte seinen rechten Knochenarm zum

Schlag erhoben. Die Degenklinge blitzte gefährlich.

Verzweifelt bemühte ich mich, meinen rechten Fuß aus dem verdammten Loch zu ziehen, strengte mich an, hörte ein Brechen und Splittern und riß gleich zwei weitere Bohlen mit, als ich endlich freikam.

Es wurde auch höchste Eisenbahn.

Das Skelett war schon verdammt nahe. Den rechten Arm hatte es noch höher gehoben.

Flucht hatte keinen Sinn, es würde mich mit der langen Klinge immer erwischen.

Deshalb griff ich an. Das Monstrum überraschte ich mit meiner Aktion, als ich mich ihm entgegenwarf. Als es zuschlug, tauchte ich schulmäßig unter dem gewaltigen Hieb hinweg und riß gleichzeitig den rechten Arm hoch.

Hinter mir hieb die Klingenspitze in die Bohlen, ich hörte noch das Splittern und wuchtete das Skelett herum. Zwischen ihm und mir baute sich eine günstige Distanz auf, so daß ich meinen rechten Fuß heben und ihn einen Moment später in den Knochenkörper rammen konnte.

Es war ein fulminanter Treffer. Der Knöcherne, sowieso kein Schwergewicht, wirbelte zurück, schlug mit seinen Gebeinen um sich und prallte voll in seine ihm folgenden Artgenossen hinein.

Sekundenlang entstand ein für mich günstiges Chaos, das ich sofort ausnutzte.

Ich warf mich auf dem Absatz herum und hetzte die Strecke zurück, die noch vor mir lag.

Mit einem großen Satz sprang ich über die Lücke in der Brücke und hörte, als ich aufprallte, das verdächtige Knirschen, als gleich mehrere Bohlen unter meinen Füßen nachgaben.

Der nächste Sprung brachte mich von dieser gefährlichen Stelle weg, und ohne einen Blick über die Schulter zu werfen, ließ ich auch den Rest der Strecke hinter mir.

Endlich hatte ich wieder festen Boden unter den Füßen. Dicht vor mir schimmerte das geheimnisvolle Tor, das noch offenstand und meine einzige Chance war.

Ich hatte den Ausflug in diese unheimliche Welt gewagt. Es war ein Fehlschlag gewesen, aber ich schwor mir in diesen Augenblicken zurückzukehren, und dann würden mich keine Skelette aufhalten.

Noch nie hatte ich Freunde im Stich gelassen. Wie ich mir einen weiteren Weg in diese Welt vorstellte, das konnte ich jetzt noch nicht sagen und lief die paar Schritte in die entgegengesetzte Richtung bis zur Wand.

Bevor ich in sie hineintauchte, drehte ich mich noch einmal um und schaute zurück.

Die Skelette hatten sich wieder gefangen, aber sie folgten mir nicht mehr. Mit ihrem untrüglichen Instinkt schienen sie genau zu wissen, daß es für sie keinen Sinn hatte.

Wir starrten uns an.

Schaurig wirkten ihre gelblichen Schädel im Grau des unheimlichen Lichts, und ich stellte fest, daß wieder einmal Bewegung in sie geriet, denn sie öffneten mitten auf der Brücke einen Weg für ihren Anführer.

Der Bai kam.

Er näherte sich mit festen Schritten. Dabei schwankte die gefährliche Hängebrücke hin und her, und der Blick dieser schlimmen Gestalt war fest auf mich gerichtet.

Seine prächtige Kleidung stand im krassen Gegensatz zu dem widerlichen Schädel. In seinen Augen sah ich ein gefährliches Leuchten. Er hatte sich auf Schußweite genähert, doch die Entfernung konnte ich vergessen. Niemals würde ich ihn mit einer Silberkugel erledigen können. Nicht in dieser Welt.

Er streckte einen Arm aus, deutete auf mich und sagte Worte in seiner Heimatsprache.

Es mußte ein Befehl an die Knöchernen gewesen sein, denn sie hoben ihre Waffen, um anschließend die Klingen zu senken, damit sie mit ihren Spitzen auf mich zeigten.

Ich verstand das Zeichen. Sie hatten mich als Feind erkannt, sie würden mich jagen und versuchen, mich endgültig auszulöschen.

Irgendwo, irgendwann…

»Ich warte!« rief ich ihnen entgegen. »Verdammt, ich warte auf euch. Kommt nur!«

Nach diesen Worten drehte ich mich um, ging die nächsten beiden Schritte und sah vor mir das geheimnisvolle Leuchten, das die gesamte Sichtweite einnahm.

Dann schritt ich hinein, und Kräfte, die ich nicht erklären konnte, umhüllten mich.

Ich glaubte fest daran, in die Sicherheit zu treten. Daß mich etwas ganz anderes erwartete, damit rechnete ich nicht…

***

»Das ist ja Sinclair!«

Leila hatte die Worte ausgestoßen und sie so gesprochen wie nie zuvor in ihrem Leben, denn nichts hatte sie bisher so überraschen können. Vergessen war für sie die alte Frau, vergessen auch die Umgebung, der Bai und dessen Leibwächter, jetzt zählte nur noch der Mann, der ihnen in London die großen Schwierigkeiten bereitet hatte.

John Sinclair!

Für sie ein Alptraum, zwar ein Mensch, aber sie sahen in ihm ein schlimmes Monster. Er hatte dafür gesorgt, daß der Club aufgelöst und

ein Stützpunkt der Großen Mutter vernichtet wurde.

Nun war er an der Reihe.

Leila trug nur ihr Messer, aber Aldo war mit einem Revolver bewaffnet. Er hatte ihn auch gezogen und zielte genau auf die Stelle, aus der John Sinclair auftauchen würde.

Sein Gesicht war kantig. In seinen Augen stand der Wille zu töten, und er flüsterte Worte, die nur er und Leila hören konnten, nicht aber der Geisterjäger.

»Eine Kugel ist für dich Hund zu schade. Ich werde dich töten, wie es die Hölle verlangt. Du sollst und wirst auf mehrfache Art und Weise sterben. Komm nur…«

»Willst du ihn sofort killen?« fragte Leila.

»Natürlich. Wenn er den ersten Schritt in diese Welt macht, schieße ich ihm in das rechte Bein. Die nächste Kugel setze ich in seinen Arm, die übernächste…«

»Ich würde damit vorsichtig sein«, gab das Halbblut zu bedenken.

»Wieso?« erkundigte sich Aldo, ohne dabei die Wand aus den Augen zu lassen.

»Er war in der anderen Welt. Er kann uns vielleicht noch einige Dinge berichten, die er dort gesehen hat. Ich glaube kaum, daß er im Angesicht der Mündung den Mut aufbringen wird zu lügen.«

»Möglich.«

»Also warte ab.«

Beide konnten nicht erkennen, wieviel dieser Strecke John Sinclair schon hinter sich gebracht hatte. Auch seine Umrisse traten nicht deutlicher hervor. Sie sahen sie innerhalb der Wand, und die Konturen verschwammen, als würde jemand mit einem großen Pinsel darüberstreichen.

»Jetzt ist er da!« hauchte Leila.

Sie hatte sich nicht geirrt. Ihr größter Feind betrat die normale Welt und damit auch den kleinen Saal, in dem sie auf ihn lauerten.

»Willkommen in der zweiten Hölle, Sinclair!«

***

Mit diesen Worten wurde ich von einer Stimme begrüßt, die ich verdammt gut kannte.

Aldo wartete auf mich!

Um mich herum und in meinem Gedächtnis hafteten noch die Eindrücke, die mir widerfahren waren, als ich dieses unerklärliche Tor durchschritt, und nun kam ich voll vom Regen in die Traufe.

Aldo war da!

Ausgerechnet er hatte mich in einem verflucht ungünstigen Augenblick erwischt, obwohl ihm und seiner Freundin Leila meine Reise nach Tanger eigentlich gegolten hatte.

Ich stand und hatte trotzdem das Gefühl, weiter geschoben zu werden. Ich sah auch nur Umrisse, Schatten, die sich allmählich als Menschen herauskristallisierten, und dann tauchte etwas anderes in meinem unmittelbaren Blickfeld auf.

Es war etwas Großes, Rundes, Dunkles.

Zudem kalt!

Es berührte plötzlich meine Stirn. Ich kannte das Gefühl und den Druck sehr genau.

Allmählich fing ich mich wieder. Die Schatten nahmen Gestalt an, besonders der, der genau vor mir stand, so daß ich die Umrisse eines Menschen erkannte, der seinen Arm ausgestreckt hielt und mit der rechten Hand eine schwere Waffe umklammerte, dessen Mündung er gegen meine Stirn preßte und genau die Stelle zwischen den Augen getroffen hatte.

Ein verdammt unangenehmes Gefühl, denn sein rechter Zeigefinger lag am Abzug. Er brauchte ihn nur um eine Idee nach hinten zu bewegen, und alles war vorbei.

Das tat er nicht. Er blieb in seiner Haltung stehen, auch ich rührte mich nicht.

Dafür vernahm ich die Schritte einer anderen Person. Eine Frau schob sich an Aldo heran. Während sie ging, schwangen ihre dünnen Haarsträhnen, die kleinen Perlen klirrten dabei aneinander, und ich hätte eigentlich, ohne hinzuschauen, wissen müssen, wer mir da entgegen kam.

Leila, das schöne Halbblut mit dem Herzen aus Stein.

Auch in dieser Situation konnte sie ihren wiegenden Gang nicht ablegen. Für ihr Bordell und um Männer anzumachen, mochte er ja passen, hierher nicht.

»Sieh an«, sagte sie, »John Sinclair, der bei mir an der Bar den Schüchternen gespielt hat. Da sieht man wieder, wie klein die Welt ist. Wir hatten nicht damit gerechnet, dich jetzt schon wiederzusehen, obwohl Aldo sich vorgenommen hatte, dich zu töten. Er haßt nämlich Leute, die seine Kreise stören.«

»Sei ruhig«, erklärte der Mann und bewegte sich um keinen Millimeter, so daß auch die Mündung der Waffe nicht von dem Platz zwischen meinen Augen rutschte.

Im Gegensatz zu den Skeletten hätte ich ihn und Leila mit einer Kugel außer Gefecht setzen können, aber diesmal kam ich an meine Waffe nicht heran. Ein Zucken meinerseits würde bei ihm eine Reaktion auslösen, die ich nicht überlebte.

Er schwieg.

Auch ich sagte nichts und stellte fest, daß ich wieder völlig klar denken konnte. Der Übergang von einem Reich zum anderen lag endgültig hinter mir.

»Du warst drüben, nicht?« fragte er plötzlich.
»Ja.«
»Gratuliere. Du hast es noch vor uns geschafft. Wir werden gleich gehen, nachdem du gestorben bist.«
Ich schluckte. So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht, aber er sprach über meinen Tod so lässig und nichtssagend, daß es mich schon erschreckte. Praktisch in einem Nebensatz. Für die beiden war ich erledigt, und ich selbst sah im Augenblick auch keine Möglichkeit, der Kugel zu entkommen.
»Kommen wir zur Sache, Sinclair. Da du schon einmal drüben warst, wirst du uns sicherlich einiges von dem berichten können, was du dort gesehen hast.«
»Das kann ich.«
»Dann los.«
»Da gibt es nicht viel zu sagen«, erklärte ich. »Wenn du hinübergehst, wirst du an eine Brücke gelangen. Sie bringt dich in die andere Welt.«
»Was ist das für eine Brücke?«
»Eine Hängebrücke, aber sie ist nicht ungefährlich, denn sie wird von Skeletten bewacht.«
»Die Leibwächter des Bais!« stieß er hervor und bewies mir mit seiner Antwort, daß er zu den gut informierten Personen in diesem Fall zählte.
»Es stimmt.«
»Hast du den Bai auch gesehen?«
»In der Tat.«
»Und?« Er war plötzlich aufgeregt und verstärkte den Druck. Ich mußte mich dagegen anstemmen, um nicht nach hinten zu kippen.
»Rede. Laß dir nicht jedes Wort aus der Nase ziehen, verdammter Polizist!«
»Er ist ein Monstrum!«
Aldo lachte. »Verwest, ich weiß… Wir sind nach Tanger gekommen. Wir wollen zur Großen Mutter. Wir haben ihr lange genug gedient, immer nur ihre Stimme gehört, sie aber nie selbst gesehen. Das soll sich ändern. Ihr Anblick wird so schön und gewaltig, so überwältigend und prächtig sein, daß mir Worte fehlen, ihn zu beschreiben.«
Ich hatte die Große Mutter gesehen. Schön und überwältigend, das war nicht der richtige Ausdruck, sogar das Gegenteil. Als widerlicher Schleimklumpen hatte ich sie in Erinnerung, aber das hatte nichts zu bedeuten. Ich sah diese Urhure dafür an, daß sie alle möglichen Gestalten annehmen konnte.
»Weiter!« forderte er. »Rede weiter.«
»Ich bin wieder gegangen.«
»Und man hat dich gelassen?«
»Ja, ich mußte mir den Weg freikämpfen. Die Skelette hatten etwas

dagegen.«
»Und du hast sie besiegt?« Erstaunen schwang in seiner Frage mit.
»Sonst wäre ich nicht hier. Einige von ihnen existieren noch, falls es dich beruhigt.«
»Ja, es beruhigt mich, denn sie werden sich auf unsere Seite stellen und unsere Helfer sein.«
Ich wollte nicht widersprechen. Wenn er eine Enttäuschung bekam, sollte er sie selbst erleben.
»Sonst war nichts?«
»Nein.« Von Suko berichtete ich ihm nichts und auch nicht davon, daß ich vorhatte, die Welt noch einmal zu betreten, obwohl es im Augenblick nicht danach aussah.
»Gut«, erklärte er, »dann wäre für mich die Sache eigentlich erledigt. Was uns in London nicht gelungen ist, übernehmen wir hier.«
Er setzte ein Lachen hinterher. »Ist doch nett, nicht? Vielleicht schleudere ich deine Leiche auch durch die Wand in die andere Welt hinein, als Gabe für die Große Mutter.«
»Aldo!«
Leila hatte gesprochen. In ihrer Stimme war eine gewisse Sorge mitgeklungen, die auch dem Mann nicht verborgen blieb.
»Was ist denn?«
»Die Wand, Aldo. Verdammt, sie verändert sich. Die Farbe geht zurück, das ist eigentlich nicht möglich…«
Er drehte den Kopf. Der Druck der Mündung lockerte sich ein wenig, aber noch immer sah ich keine Chance, schneller zu sein als eine abgefeuerte Kugel.
Ich merkte sein Zittern, da es sich auch auf die Waffe übertrug.
»Verdammt, was hat das zu bedeuten?«
»Das Tor schließt sich.«
»Und du hast es gewußt?«
»Ja.«
»Weshalb hast du nichts gesagt?« schrie er mich an. »Du verfluchter Bastard hättest reden müssen…!«
»Weshalb sollte ich? Du hattest mich nicht danach gefragt, Aldo!«
Aus seinem Mund drangen Worte der Wut. Er hätte mich am liebsten jetzt erschossen, doch er schaute zunächst zu, wie Leila vorlief und die Wand erreichen wollte.
»Sei vorsichtig!« warnte er.
»Ja, ja…« Sie faßte dagegen und geriet plötzlich in Hektik. Ich konnte es nicht erkennen, weil ich mit dem Rücken zu ihr stand.
Dabei vernahm ich nur die Geräusche, wie ihre Handflächen über die normale glatte Mauer glitten, bis sie die Hände ballte und mit den Fäusten gegen die Wand drosch.
Es waren Schläge der Wut, aus dem Haß geboren, und ich hörte ihr

wildes Schluchzen. Gleichzeitig vernahm ich die schleppenden Schritte, als sie näherkam und kopfschüttelnd ihren alten Platz einnahm. »Aldo!« Ihr Gesicht hatte sich verzogen, und sie deutete auf die Wand. »Aldo, verflucht, wir kommen nicht mehr durch! Sie ist verschlossen.«

»Für immer?«

»Ich weiß es nicht!«

»Bulle!« Plötzlich wandte sich Aldo wieder an mich, nahm die Mündung von der Stirn weg und setzte sie mir unter das Kinn. Ich konnte in ein Gesicht schauen, das von einer widerlichen Bösartigkeit entstellt war. »Bulle, du wirst mir sagen, wie lange das noch alles dauert. Nur du, verfluchter Hundesohn…«

Der Druck am Kinn war stark. Es fiel mir aus diesem Grunde schwer, eine Antwort zu formulieren. »Die Zeit ist um!« flüsterte ich. »Jetzt mußt du noch einen Tag warten. Oder fast einen Tag, aber 23 Stunden. Hast du gehört?«

»Ja, Bulle. Aber so lange werde ich dich nicht am Leben lassen, deine Zeit ist nämlich abgelaufen.«

Die letzten Worte waren so scharf gesprochen worden, daß ich damit begann, mit meinem Leben abzuschließen. Auch Leila hatte sich damit abgefunden. Ich bemerkte noch, wie sie sich von mir entfernte, um sich hinter Aldo aufzustellen.

Aldo lachte. »Ich will mich ja nicht selbst beschmutzen«, erklärte er und ging einen Schritt zurück. »Um sicher zu sein, Sinclair, werde ich dir die Kugel in den Kopf setzen. Hast du gehört? In den…«

Ein Schrei!

Im nächsten Augenblick bekam Aldo einen Stoß, der ihn nach rechts katapultierte, und ich sah vor der Mündung die Feuerblume aufplatzen, bevor ich den Schuß hörte…

***

Nicht allein Aldo und Leila hatten gesehen, wie ihr Feind aus der Wand trat, auch die alte Aische.

Ihr war schon längst klargeworden, daß die Fremden, obwohl sie sich kannten, Todfeinde waren, und sie mußte sich für eine Seite entscheiden.

Das war sehr einfach, denn die Frau und der Mann dienten dem Bösen, dem sie abgeschworen hatte.

Aber sie war zu schwach. Die beiden konnten mit ihr machen, was sie wollten, deshalb hütete sie sich auch einzugreifen, obwohl sich, je mehr Zeit verstrich, allmählich in ihrem Kopf ein gefährlicher Plan festsetzte.

Sie erkannte, daß ihr Alter plötzlich zu einem Vorteil geworden war, denn niemand achtete auf sie. Wer traute einer hundertjährigen Frau

schon zu, gegen zwei in der Blüte des Lebens stehende Menschen anzugehen?

Beide drehten ihr den Rücken zu. Auch von John Sinclair konnte sie nicht viel sehen, weil der Körper des anderen Mannes ihn verdeckte, aber sie wußte sowieso, in welch großen Schwierigkeiten dieser Mann steckte.

Sie bewegte sich.

Es fiel ihr schwer, da sie sehr lange in ihrem Kreuzsitz auf dem Boden gehockt hatte. Vor allen Dingen waren die langsamen Bewegungen nicht leicht, da sie auf keinen Fall etwas überstürzen durfte und die anderen damit warnte.

Aische streckte ihren Oberkörper. Keiner der anderen merkte etwas davon, und das war auch gut so, denn auf diese Art und Weise konnte sie auch nicht verraten werden.

Inzwischen war es ihr gelungen, die beiden Arme so weit auszustrecken, daß die Hände den Boden berührten, und ein erstes Lächeln zuckte um ihre faltigen Lippen.

Die beiden sprachen noch immer, und dann fiel ihnen auf, daß die Wand sich veränderte.

Aische wußte den Grund, die beiden Eindringlinge nicht und waren deshalb so überrascht.

Auch veränderte der andere Mann seine Haltung, während das Halbblut vorlief, verzweifelt die Wand abtastete und doch nichts erreichen konnte. Es gab keinen Durchschlupf mehr.

Auch Aldo war wie von Sinnen. Er konnte es kaum fassen und gab John Sinclair die Schuld.

Aische drückte sich hoch. Wenn sie etwas erreichen wollte, durfte sie keinesfalls liegenbleiben. Ohne die beiden anderen aus den Augen zu lassen, blieb sie gebückt stehen und sah, wie die Frau wieder zu ihrem Platz zurück wollte.

Eigentlich hätte sie Aische jetzt sehen müssen, aber sie hatte nur Augen für ihren Freund und den blonden Mann.

Aldo stand vor dem Mord.

Das wußte Aische, obwohl sie die englisch gesprochenen Worte nicht verstehen konnte. Das Gefühl sagte ihr, daß es fast soweit war.

Aufs Korn hatte sie die Frau genommen. Sie war das schwächste Glied in der Kette.

Und Aische griff an.

Sie stolperte nach vorn, hatte für eine schrecklich lange Sekunde das Gefühl, die Frau nicht mehr erreichen zu können. Sie stieß sie so an, daß Leila gedreht wurde und gegen ihren Kumpan prallte.

Es war alles, was Aische tun konnte, denn sie bekam das Übergewicht und fiel zu Boden.

In diesem Augenblick hörte sie den Schuß und dachte, daß alles zu

spät war…

***

Es war nicht zu spät!

Aldo hatte zwar geschossen, mich aber nicht erwischt. Vielleicht war das Projektil an meiner Wange vorbeigestrichen, oder ich hatte nur den Hauch des Mündungsfeuers gespürt, jedenfalls war ich nicht tot und konnte mich meiner Haut schon wehren.

Die schöne Leila war mit sehr großer Wucht gegen den Mann geprallt und hatte ihn ein Stück zur Seite gestoßen, und zwar so weit, daß ich ihn auch nicht erreichen konnte.

Dennoch hatte er Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Aber wie ein rasender Teufel drückte er kurzerhand ab und jagte die Kugeln einfach in den Raum hinein, wobei es ihm egal war, ob er auch seine schöne Komplizin traf.

Ich hörte das Krachen der Schüsse, sah das Mündungsfeuer, lag am Boden, vernahm auch einen leisen, schmerzerfüllten Schrei und rollte mich mehrmals um die eigene Achse, wobei ich meine Beretta gezogen hatte, liegenblieb und mit der Mündung das Ziel suchte.

Aldo hatte aufgehört zu schießen. Er sprang in diesem Augenblick auf mich zu, weil ich still liegengeblieben war und sah wegen der schlechten Lichtverhältnisse nicht die Waffe in meiner Hand.

Aber Leila.

Sie schrie ihm eine Warnung zu, die für Aldo leider zu spät kam, denn jetzt hatte ich geschossen.

Diesmal schaute er genau in das Mündungsfeuer, als die Kugel zwischen seinen Armen hindurchfuhr und mitten in seine Brust schlug. Es traf ihn wuchtig, und aus seiner geschmeidigen Bewegung wurde ein nur mehr groteskes Torkeln.

Aldo war getroffen.

Das sah auch Leila. Schreiend rannte sie auf ihn zu, sah ihn fallen, griff nach ihm und konnte sein Gewicht nicht mehr halten, denn der schwere Mann riß auch das schöne Halbblut mit zu Boden.

Ich aber stand auf.

Mein Herz schlug zum Zerspringen. Für einen Moment drehte sich alles vor meinen Augen. Die Nervenanspannung wollte einfach nicht nachlassen. Sicherlich würde es noch eine Weile dauern, bis ich die Ereignisse überwunden hatte und wieder fit war.

Ein leises, schmerzerfülltes Jammern ließ mich aufmerksam werden. Nicht Aldo hatte es ausgestoßen, sondern die Person, die mir gewissermaßen durch ihre Aktion das Leben gerettet hatte.

Es war Aische.

Sie lag auf dem Rücken, die Beine angezogen und dabei ein wenig zur Seite gedreht. Neben ihrem Körper erkannte ich die dunkle Lache

und wußte sofort, daß es ihr Blut war, das aus einer Wunde rann, die eine von Aldos willkürlich geschossenen Kugeln gerissen hatte.

In mir krampfte sich mein Herz zusammen, als ich neben der alten Frau in die Knie ging. Vorsichtig legte ich meine Hände unter ihren Kopf, als ich ihn anhob, bekam ich selbst feuchte Augen. Ich schaute in ein Gesicht, aus dem allmählich das Leben entwich.

Sie lächelte. Es war ein strahlendes, gleichzeitig verlorenes Lächeln. Unterstützt wurde es durch ihre nächsten Worte. »Ich habe verloren und doch gewonnen. Ich werde in eine andere Welt eingehen. Allah wird mich in seine Arme betten, du aber, du mußt weitermachen. Du darfst nicht aufgeben. Laß dich nicht… laß dich nicht …«

Sie konnte plötzlich nicht mehr sprechen, denn ein unsichtbarer Gast hatte sie erreicht.

Der Tod…

Und er löschte auch ihren letzten Lebensfunken aus, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als dieser prächtigen Frau die Augen zuzudrücken.

»Du wirst deinen Frieden haben«, murmelte ich und drückte mich langsam in die Höhe.

Auch Leila war aufgestanden.

Als ich mich drehte, tat sie es ebenfalls, so daß wir uns beide anschauten. Viel erkannte ich nicht, aber sie stieß mir hart die nächsten Worte entgegen.

»Er ist tot«, sagte sie. »Verdammt, er ist tot. Und du hast ihn erschossen!«

»Ja!« bestätigte ich. »Das habe ich. Ich mußte ihn erschießen, sonst hätte er mich getötet. Es war Notwehr.«

Sie schüttelte den Kopf. »Du glaubst gar nicht, Bulle, wie mich das interessiert.«

»Daran kann ich nichts ändern.«

Sie nickte, und wieder hörte ich das Klirren ihrer Haarperlen.

Dann hob sie die Schultern. »All right, Bulle, wir haben beide verloren. Soll ich dir die Hand reichen?«

»Nein, aber ich habe eine bessere Idee.«

»Und die wäre?«

Langsam schritt ich auf sie zu. Leila wich nicht zurück. Plötzlich kam es mir vor, als wären nur wir beide auf der Welt. »Sie haben einiges auf dem Kerbholz. Was meinen Sie, wie sich englische Behörden freuen, Sie in die Hände zu bekommen.«

»Was soll das?«

Ich blieb stehen. »England wartet auf Sie, Leila. Ich werde dafür sorgen, daß Sie in das nächste Flugzeug steigen und nach London fliegen. Das ist meine Lösung.«

»Glauben Sie?«

»Ja.«

Da begann Leila zu lachen. »Ich finde es toll, wirklich. Mal sehen, ob ich England tatsächlich erreiche. Oder fliegen Sie etwa mit, Bulle?«

Ich dachte an Suko und an den Franzosen namens Claude Renard.

»Nein, ich habe hier noch etwas zu erledigen, doch ich werde dafür sorgen, daß man Ihnen in London einen entsprechenden Empfang bereitet. Kommen Sie.« Ich deutete zur Tür.

Sie hob die Schultern, lächelte mich kalt an und ging vor.

Langsam folgte ich ihr in den Gang hinein und ließ einen Raum zurück, in dem zwei Tote lagen…

ENDE